Die Männer vom Leder.

Dritter Band.

Die

Männer vom Leder.

Socialer Roman

in sechs Bänden.

Vom

Verfasser der Romane:

„Die Ritter der Industrie." — „Die Leute der Amtsstube." — „Die Herren vom Kleeblatt." — „Das Geschecht der Zukunft."

Dritter Band.

Leipzig,

Verlag von Christian Ernst Kollmann.

1862.

Erstes Kapitel.

Lochauer Zustände.

Die fürstliche Residenzstadt Lochau deutete durch ihre alten, hier und da noch zwingerartigen Thore, die zerfallenen Reste einer Stadtmauer, die theilweise noch hochgelegenen, mit bejahrten Linden bepflanzten Wälle und die vielen Giebeldächer, welche sich über die neueren und modernen Gebäude erhoben, an, daß sie sehr alt war und von den umwandelnden Einflüssen der späteren Zeit nur stellenweise eine Neugestaltung erfahren hatte. Es erging ihr, wie allen kleinen Residenzen, welche ein mehr in sich abgeschlossenes Leben führen, alte Privilegien und Gewohnheiten bewahren und weder durch Handel noch Industrie, Hof oder Fremdenverkehr in die reformirenden Ideen und Bedürfnisse hineingerissen werden, welche das größere Weltleben, das nur ferne oder flüchtig streifend an ihnen vorübertreibt, mit sich führt. Das Leben hier wuchert auf der Ueberlieferung, der Bürger klebt mit Pietät am Alten, der Sinn der Einwohner bekommt unwillkürlich eine archäologische Pietät, knüpft seine Anschauungen gern an alte Thaten und sichtbare Zeichen der Localgeschichte, und nur der Adel und Reichthum bieten den neueren Zeiten des Luxus und modernen Genusses die bewillkommnende Hand zum Eintritte dar.

Lochau war keine kleine Stadt; das Grundeigenthum hatte aber nicht, wie in großen, starkbevölkerten Residenzen und Handelsstädten, den hohen Werth, um nicht mit dem

Raume verschwenderisch zu sein; viele offene Plätze, die durch ihre unbenutzte Ausdehnung die eigentlichen Straßen eng zusammengedrängt zu haben schienen, gaben der Stadt etwas Luftiges, Freies, aber auch durch ihren, zwischen den Kieseln hervortreibenden Graswuchs, durch ihre Ruhe, einen bemoosten, plätschernden Steinbrunnen, oder eine verschlossene, als Magazin dienende Kapelle, den Charakter der Verödung. Hier gab es alte, verwitterte Kirchen, die augenscheinlich der Reparatur bedurften, halb abgebrochene oder unvollendet gebliebene, oder mit einem Nothbau styl- und geschmacklos hergestellte, alte gothische Thürme, vom Regen verwaschene, altersgraue Denksteine an Ecken, unter Linden oder vor mittelalterlich geschnitzten Häusern; hier pflegte mancher Bürger noch die Linde oder den Nußbaum vor seiner Hausthür, und die weit höher als der Fahrweg liegenden Trottoire mit tiefen, breiten Gossen und vielfach ausgewichenen Sandsteinplatten erlaubten noch die vorspringende Beengung massiger Freitreppen, Kettensteine und Ruhebänke. Es gab hier keinen neuen, modernen Stadttheil, sondern die neuere Zeit hatte ihren Geschmack, ihre Bedürfnisse und Baulichkeiten stellenweise in die alte Stadt hineingeschoben, je nach Umständen und Laune; aus der Reihe alter Balken- und Giebelhäuser erhoben sich hier und da neue, stattliche Gebäude, die Honoratioren hatten noch kein besonderes Quartier gefunden, aber gruppirten sich doch allmählig sichtbarer in den neueren Häusern am Walle enger und luxuriöser zusammen. Der Verkehr im Orte fand alljährlich an zwei Novembertagen seinen Culminationspunkt in dem sogenannten Ledermarkte, wo allerdings Lederhändler und Lederkäufer die Hauptrolle spielten, aber auch der damit verbundene Jahr- und Schau-Markt seit undenklichen Zeiten einen großen Zuzug von Fremden veranlaßte.

Das fürstliche Schloß lag an einem Ende der Stadt auf einem Hügel, der schon in alten Zeiten zu einem Parke ge-

macht war, und dessen Gebüsche daher zu hohen, das Schloß theilweise einhüllenden Bäumen sich ausgebildet hatten. Es war ein Schloß im Style des sechszehnten Jahrhunderts, mit hohen Mauern, hochgelegenen, zahlreichen Fenstern, runden Eckthürmen, einem Böller mit Laubwerk und einer großen, mit dem fürstlichen Wappen gezierten Einfahrt über einer Zugbrücke, die der künstliche, aber seit Jahren trockene und mit Gras verwachsene Schloßgraben einst nöthig gemacht hatte. Das Haus erschien öde, nur zwei Schildwachen lungerten schläfrig vor der zweiten Thür des Hofes, in den die offene Einfahrt ohne Thorflügel blicken ließ. Ein neues Gebäude aber, sichtlich erst in den jüngstverflossenen Jahren aufgeführt, obgleich mehr eine Erweiterung des alten, noch erkennbaren Theiles, stand seitwärts im Parke; es war der fürstliche Marstall mit der Reitbahn und hier zeigte sich Lebendigkeit, denn hellblaue Stallbedienten gingen hier ein und aus, ritten oder standen plaudernd beisammen.

Noch ein anderes neues Gebäude fiel in der Nähe des Schlosses, auf einem freien, von der Stadt begrenzten Platze auf; die Form desselben und die vergoldete Leyer auf dem römischen Giebel ließen nicht zweifelhaft, daß es das neue Theater war, das der jetzt regierende Fürst als Verbesserung des alten Schloßtheaters hatte erbauen lassen. Aus der Thatsache, daß der junge Fürst Walther in den vier Jahren seiner Regierung sich durch den Bau eines neuen Marstalls und Theaters, trotz behaupteter finanzieller Einsprache, für die Verschönerung der Stadt bemerkbar gemacht hatte, konnte schon ein Fremder, der in die Zustände Lochau's nicht eingeweiht war, schließen, daß der Fürst eine leidenschaftliche Neigung zu Pferden und Theaterkunst besitzen mußte. Jeder Einwohner hätte aber den Fremden belehren können, daß der Fürst sich im eigentlichen Grunde um nichts weiter, als Pferde und Theater bekümmerte, daß er der tollkühnste Reiter war, bei

jedem schönen Pferde stehen blieb, täglich, wenn er im Orte lebte, im Marstall verkehrte, seine Cavaliere je nach der Geschicklichkeit ihrer Reitkunst und dem Besitze eines schönen Pferdes respectirte, keinen Abend das Theater versäumte, von seiner Loge eine Thür auf die Bühne hatte einrichten lassen, mehr hinter den Coulissen, als in seiner Loge weilte, das Repertoir bestimmte und das enorme Deficit bezahlte, welches das den Ansprüchen der Stadt weit überlegene Theater jährlich darbot. Auch wußte ein Jeder in der Stadt, daß das neu eingerichtete, höchst kostspielige Ballet nur geschaffen sei, um die spanische Solotänzerin Signora Rosetta, die der Fürst auf seiner Reise in Italien kennen gelernt hatte, nach Lochau zu ziehen, um ihrer Anwesenheit einen scheinbaren Grund zu geben, obgleich sie dem Vergnügen des Fürsten näher stand, als dem des Publikums.

Wenn man durch die Stadt wanderte, fiel es auf, daß viele Häuser im Geschmacke des fünfzehnten Jahrhunderts, sogenannte Adels- und Patrizierhäuser, mit steinernen Wappen im Giebel und über der Thür und mit dem Luxus in der Architektur damaliger Zeiten, theils verödet und nur von einem Verwalter bewohnt erschienen, theils von bürgerlichen Leuten, oft Handwerkern bezogen waren; es hätte dies auf die heruntergekommene Herrlichkeit früherer adliger Besitzer schließen lassen dürfen, wenn nicht in der Stadt hinlänglich bekannt gewesen wäre, daß vor vier Jahren, bald nach dem Regierungsantritte des jungen Fürsten, und zuletzt vor einem halben Jahre nach dem Zerwürfniß des Fürsten mit seiner Gemahlin, fast der gesammte, alte begüterte Adel, welcher am Hofe des hochseligen Fürsten Wilhelm viel galt und den entschiedensten Einfluß auf ihn und das Land übte, plötzlich die Stadt verlassen, seine Häuser verkauft, vermiethet oder unter dem Schutze eines Dieners zurückgelassen und größtentheils in Königshausen seinen Wohnsitz genommen, oder auch wol auf entlegene Güter sich begeben hatte.

Ueberhaupt waren die öffentlichen Zustände in Lochau höchst eigenthümlicher Art, wenn auch nicht selten. Der alte Fürst war ein Kleinherrscher, ein Typus der guten alten Zeit gewesen; despotisch, eigensinnig, stolz auf sein göttliches Fürstenrecht, aber, zum Glück der Regierten, von gutem Willen, ehrlichem Sinne und biederem Charakter; er regierte nach bester Meinung, hielt die Mitwirkung einer Verfassung, die ihm endlich, nach langer patriarchischer Regierung, von den politischen Bewegungen Deutschlands abgenöthigt und aufgedrungen war, für überflüssig, man ließ ihn schalten und walten und stand sich gut dabei, da man dem Charakter vertrauen durfte. Jedermann aber, der dem alten Wilhelm zugethan war, oder etwas zu verlieren hatte, dachte mit Furcht an die Zeit, wo der mit dem Vater gespannte, meist immer auf Reisen befindliche, mit fremden Schmeichlern und Kreaturen verkehrende, im armen, verkommenen und vom alten Fürsten unbeachtet gelassenen Adel sich Anhänger suchende Fürst Walther die Regierung antreten würde; der alte, von jenem gehaßte Hofadel förderte die Strenge des Vaters, das Testament desselben und die darin ausgesprochene Bedingung einer Vermählung des Sohnes mit der sanften, edlen Reichsgräfin Julie von Winzenburg-Kulmbach, in der Hoffnung, dem wüsten, leidenschaftlichen Thronfolger dadurch eine sittliche Macht zur nächsten Begleiterin zu geben, die seine wilde, ausschweifende Natur mäßigen und zügeln, und seine ernsteren Lebensaufgaben ihm zum Bewußtsein bringen möchte. Aber die Hoffnungen wurden getäuscht; der junge Fürst ließ seinen Haß gegen den alten Hofadel und die Rathgeber seines Vaters offen ausbrechen, nachdem er die Regierung angetreten und seine Schmeichler und Kreaturen um seine Person versammelt hatte; als er endlich vor zwei Jahren, nach mancherlei Verzögerungen, die diplomatisch vorgesehene Ehe mit der durch Verwandtschaft mit kaiserlichen und königlichen Höfen geschützten Reichsgräfin einging, und neue Hoffnungen auf eine Wandlung

seines Lebens sich daran knüpften, war auch dieser weibliche Einfluß erfolglos gewesen; er bekümmerte sich nicht um die Gemahlin, ging auf Reisen, kam mit einer Tänzerin zurück und das Scheinleben der fürstlichen Ehe und Eintracht, das nur mühsam durch die Kunst der Etiquette gehalten worden war, zerbrach plötzlich auch die Form des Anstandes und der Rücksicht, er verbannte seine ihm lästige Gemahlin, deren Anspruch auf seine Treue und ihre Ehre ihm unbequem war, nach dem Schlosse Eschenstein und betrieb durch seinen ergebensten Agenten die Scheidung. War schon gleich nach dem Regierungsantritte, durch Entlassung des alten Adels von den innegehabten Hof- und Ehrenstellen und durch Einsetzung fremder Avantüriers oder besitz- und ehrloser Adeliger in die Vertrauensämter des Hofes, die begüterte und alte Aristokratie tief gekränkt und ausgewandert, so folgte ihm jetzt auch der noch zurückgebliebene Rest, den die Person der Fürstin oder die diplomatische Aufforderung eines ihr zu leistenden Schutzes bisher noch in Lochau zurückgehalten hatte. Das war des Fürsten und seiner Rathgeber Wunsch gewesen; sie wurden die Aufpasser los und alleinige Herren ihrer eingeführten, trostlosen Wirthschaft. Fürstin Julia lebte still und ihr ferneres Schicksal von der Diplomatie, der sie einmal zum Opfer gefallen war, erwartend, auf Schloß Eschenstein, das Fürst Walther aber wie ein Gefängniß bewachen ließ, um zu verhindern, daß der alte, ausgewanderte Adel, oder der Hof zu Königshausen dort mit der Fürstin vermeintliche Intriguen gegen ihn spinne, und der Scheidung eine verabredete Coalition entgegenstelle. Er hoffte, auf Vogelsang's Rath, auch ohne die Beistimmung der verwandten Höfe, in der diplomatischen Kunst seines Cabinetssecretairs, der ein Uebergewicht der günstigen Meinung durch Anreizung eigennütziger Nebengedanken bei einer einflußreichen Großmacht zu erreichen strebte, das Mittel zum Zwecke gefunden zu haben.

Der Rath, den ihm sein vertrauter Gehülfe gegeben und

womit er diesen auch diplomatisch beauftragt hatte, bestand darin, daß man eine nichtdeutsche, habsüchtige Großmacht auf den Eigennutz anreden, ihr die Aussicht eröffnen solle, daß der Fürst sich nie wieder ebenbürtig verheirathen, als kinderloser letzter Erblasser sein Fürstenthum auf die Krone der Großmacht übertragen zu wollen geneigt sei, und deshalb eine Scheidung von der Gemahlin nothwendig werde. Fürst und Gehülfe wußten recht gut, daß jene fremde Macht schon im Interesse ihrer politischen Tradition alle diplomatischen Künste versucht hatte, um auf innere, deutsche Angelegenheiten einen Einfluß zu gewinnen, daß dieser, an der Bundespolitik gescheiterte Zweck aber sogleich erreicht sein würde, wenn sie durch Besitzergreifung des Fürstenthums eine Stimme im deutschen Bundesrathe erhielte. Dieser landesverrätherische Gedanke war im Kopfe Vogelsang's entsprungen, der ja Vater und Heimath verleugnete, und nur den Egoismus der Fürstengunst kannte; aber so geheim auch sein Plan angelegt, so vorsichtig die Anknüpfung geschehen und gelungen war, so hatten doch die mit der Fürstin verwandten Höfe durch ihre diplomatischen Agenten sehr früh Kenntniß von den Bemühungen des Hofrathes Vogelsang erhalten und ihren Einfluß geltend gemacht, eine Scheidung des Fürsten von seiner rechtmäßigen Gemahlin zu hintertreiben; besonders war der Hof zu Königshausen dabei interessirt, nicht nur wegen der geographischen Nachbarschaft und politischen Voraussicht, sondern auch, weil durch die Verwandtschaft der Fürstin eine Möglichkeit gegeben wurde, daß Lochau einst dem angrenzenden und theilweise umschließenden Königreiche einverleibt werden konnte. Als der, seine diplomatischen Fühlfäden in Bewegung setzende, fremde Großstaat inne wurde, wie die Stimmung in den Cabinetten über Lochau sei, schien er doch nicht besondere Lust zu verspüren, eine so willkürliche Erbschaft, die vielleicht zu einer gewaltsamen Besitzergreifung führen konnte, zu acceptiren; aber Vogelsang wußte auch in dieser Situation Rath und fand sei-

nen Fürsten geneigt, demselben den Schein des Einverständnisses zu geben. In des schlauen Hofraths Kopfe war nämlich der Plan erdacht, dem fremden Großstaate ziemlich zweifellose Andeutungen zu machen, daß der Fürst, da die Gemahlin in der Zeit ihrer Ehe keine Zeichen einer gesicherten Erbfolge gegeben, eben aus diesem Grunde über seine legitime Kinderlosigkeit verstimmt sei, und, wenn er von der Gemahlin geschieden werde, seine Neigung zur zweiten Ehe bei einer der Prinzessinnen des großstaatlichen Hofes anzuknüpfen entschlossen sei. Wie günstig dieser vertrauliche Antrag von dem fremden Hofe und dessen eingeweihten Diplomaten aufgenommen wurde, bezeugte der Umstand, daß zur Ueberraschung der hohen und niederen Welt der Fürst Walther vor Kurzem zum Chef eines Garde-Cavallerie-Regimentes jenes Großstaates ernannt worden war. Diese Ernennung traf vor wenig Tagen in Lochau und zwar in derselben Zeit ein, als Vogelsang mit seinem Privatgedanken sich beschäftigte, wie er einer öffentlichen Gefahr seiner Ehre, die der gerichtliche Scheidungsproceß, den Professor Seiffart ihm mit unbeugsamem Ernste angedroht hatte, möglicher Weise herbeiführen konnte, durch irgend eine schlaue Contremine zuvorkommen möchte. Er fürchtete den Erfolg der Untersuchung, sein Gewissen war ohnehin nicht rein und er wußte recht gut, daß er in Lochau selbst Feinde hatte, daß die gesammte ausgewanderte oder im Stillen abwartende Aristokratie und entlassene Staatsdienerschaft an seinem Sturze ihren eigenen Haß kühlen werde, und der dem Hofe abgeneigte Richterstand eine Gelegenheit benutzen könne, den vielen Willkürlichkeiten des Fürsten auf die gesetzlichen Einrichtungen des Landes eine demonstrative Lehre zu geben. Der Fürst hatte nämlich in derselben Weise, wie in früherer Zeit sein Vater, das heißt, ohne sich an eine Verfassung zu kehren, zu regieren begonnen, aber die Unterthanen trauten ihm nicht den guten Willen zu und forderten die Bürgschaften der Verfassung, welche in den Jahren politischer

Bewegung auch dem alten Fürsten Wilhelm aufgedrungen worden war. Das hinderte aber den jungen Fürsten keineswegs, zu wirthschaften und zu handeln, wie er wollte, und es gab deshalb eine still anwachsende, unzufriedene Partei im Fürstenthume, die ihren Haß auf die Rathgeber und Gehülfen des Fürsten richtete, dessen Schatulle den verschwenderischen Gelüsten nicht Stand hielt, der nur sich bedachte, selbst seine Höflinge nur nothdürftig besoldete und diesen durch die Finger sah, wenn sie sich zu entschädigen suchten. —

Vogelsang hatte seinen Fürsten nie lustiger, gütiger und willfähriger gesehen, als in den Tagen, wo er ihm Glückwünsche zu der Ernennung zum Regimentschef in der großstaatlichen Garde darbrachte; der Fürst schien zu fühlen, welche Verdienste sein Hofrath an diesem Zeichen einer Verwirklichung seiner Scheidungspläne hatte; jener war klug genug, diese Stimmung ungesäumt für sich selbst auszubeuten, seine, der fürstlichen Situation ähnliche Stellung zu der Gattin zur Sprache zu bringen, ihm die Drohung mit einem gerichtlichen Scandale einzugestehen, des Fürsten Sinn durch den Vorwand zu reizen, daß die in Ungnade gefallene Aristokratie im Hintergrunde agire und den Herrn in seinem treuesten Diener blamiren wolle; kurz, er bat den Fürsten um einen Scheidungsbefehl kraft hoheitlichen Machtspruches, und schon am zweiten Tage darauf stand das fürstliche Edikt im Lochauer Amtsblatte.

Mit triumphirender Geringschätzung und dem Sicherheitsgefühle der fürstlichen Gewalt las Vogelsang am Tage darauf den eingeschickten, von der Redaction des Amtsblattes ihm vorgelegten Protest des Professors. — „Schicken Sie den Wisch zurück“ — befahl er dem Redacteur, einer beamteten Kreatur seines Einflusses, und der Protest ging umgehend in Seiffart's Hand zurück.

Daß bei diesem herrschenden Grundsatze der Willkür die Zustände im Fürstenthume höchst kläglich und rechtslos waren,

bewies sich auch in namhaften anderen Erscheinungen. Der Fürst stand seinem Lande völlig fremd gegenüber, ließ sich kaum vor seinen Unterthanen sehen, nahm nie eine Deputation von ihnen an, bekümmerte sich um Verwaltungsangelegenheiten gar nicht, da er sie in den Händen seiner Kreaturen gut aufbewahrt wußte, hielt sich viel außer Landes auf und vertrieb, wenn er in Lochau war, sich die Zeit mit Jagd, Reiten und Theater, oder mit Schwelgerei im Kreise seiner Vertrauten. Ein Hofleben, wodurch die Stadt irgend einen Nutzen gehabt hätte, fand nach der Entfernung der Fürstin gar nicht statt, das Schloß erschien meistens öde, oder entzog durch hochliegende und verhüllte Fenster die dort gefeierten Orgien den Blicken der Stadt. Petitionen wurden nur dann beantwortet und nicht, wie es Gebrauch war, als ungeschehen betrachtet, wenn sie von der Signora Rosetta, oder Vogelsang, oder einer anderen Vertrauensperson des Fürsten bevorwortet wurden, betrafen dann aber immer nur das Interesse von Avantüriers oder Schmeichlern. Ovationen am fürstlichen Geburtstage, sowie Immediat- und Audienzgesuche waren verboten.

Diese Absonderung des Fürsten von seinen Unterthanen, dieser offenbare Groll, den derselbe gegen sein eigenes Land, namentlich seine Residenzstadt kund gab, hatten aber einen natürlichen Grund, den die Einsichtsvollen, bald durchblickten; es lag nämlich im Interesse der Personen, die den Fürsten umgaben und schlau leiteten, ihn ganz für sich zu haben, zu verhindern, daß er aus dem Volke Mittheilungen erhielt und andere Ansichten erfuhr, als die, welche seine Umgebung im eigenen Interesse für räthlich erachtete. Es war denselben daran gelegen, sich ausschließlich und dauernd in der Gunst des Fürsten zu behaupten, ihn von sich abhängig zu erhalten, ihr Interesse zu dem seinigen zu machen; dazu bedurfte es eines Mittels, um den leichtfertigen, keiner verständigen Selbstprüfung fähigen, von Genuß zu Genuß treibenden Fürsten gegen sein Volk ein-

zunehmen, ihm die Gesellschaft seiner Höflinge unentbehrlich zu machen; das geschah, indem sie ihm die Meinung beibrachten, daß das Volk ihn haßte, daß der Geist der Revolution still im Lande schleiche und das Volk nicht werth sei, von ihm angesehen zu werden. Der Fürst glaubte es, haßte das Volk wieder, und faßte ein um so größeres Vertrauen zu seinen Höflingen, als diese Alles aufboten, seinen Leidenschaften zu fröhnen und seiner Langeweile Abwechselung zu verschaffen. Der Hauptgrund ihrer Sorge, den Fürsten zu umspinnen, und worin sie gemeinschaftlich sich die Hand boten, war der Eigennutz; sie waren entweder ohne eigenes Vermögen und lebten von der Schatulle und Gunst des Fürsten wie Schmarotzer, oder sie benutzten ihr Geld, um damit bei dem Fürsten, der viel gebrauchte, zu wuchern und sich an Holzung und Bergwerk doppelt schadlos zu halten.

Die Finanzen des Landes verwaltete ein getaufter Jude, der unter der alten Regierung nur ein rühriger Geldwechsler gewesen war, aber dem in väterliche Ungnade gefallenen und in das Ausland entfernten Prinzen, in speculativer Aussicht auf dessen einstige Thronfolge, bereitwillige Vorschüsse und Darlehen geleistet hatte, die sich dann auch fünf- und zehnfach bezahlt gemacht hatten, als Fürst Walther die Regierung antrat. Er gab demselben, mit Hülfe des Hofrathes, den Plan ein, eine Bank zu gründen, die den Erfolg erzielte, daß unzählige Menschen um ihr Kapital kamen, aber die Prioritäts-Actionaire, namentlich der Fürst selbst, Tausende dabei gewannen, da die verheißene Dividende ausblieb, viele Actionaire die zweite, im Programme selbst für unwahrscheinlich erklärte, Einzahlung nicht leisten konnten und ihre erste Zeichnung verloren geben mußten. Auch hierbei hatte Vogelsang sein Schäfchen geschoren, aber er ließ es wieder darauf gehen, da er ein Haus machen wollte, mit dem Hofe verschwenden mußte und seine eigenen Leidenschaften viel kosteten. Indessen war der zum Bankdirektor

ernannte Geldwechsler Lilienström zum Regierungsrathe und Finanzdirector ernannt und mit Vogelsang gleichzeitig in den Adelstand erhoben, da der Fürst den Bürgerstand haßte und sich eine neue, ergebene Aristokratie schaffen wollte. — Lilienström war zur Zeit ein Sechsziger.

Eine dritte Vertrauensperson des Fürsten war ein heruntergekommener Edelmann — ohne Land und Geld; er hatte, als Sohn eines am Delirium tremens gestorbenen, alten Waterloo-Officiers, Empfehlung bei dem Fürsten Wilhelm erhalten, war mit einem Stipendium nach einer Universität geschickt, um Rechtskunde zu studiren, dann in der Canzlei als Gehülfsarbeiter angestellt und, noch bei Lebzeiten seines fürstlichen Wohlthäters, bis zum Geheimen Canzleisecretair avancirt, dann aber, weil er nicht zum Rathe befördert wurde, mit selbstsüchtigem Haß gegen den Fürsten und den Chef der Canzlei, den alten Freiherrn von Dinkelsbronn so sehr erfüllt, daß er den Gedanken faßte, sich an letzterem zu rächen. Was die alte Regierung seiner Selbstsucht nicht gewähren wollte, hoffte er von der künftigen, neuen zu erreichen. Er setzte sich in feierliche Correspondenz mit dem prinzlichen Begleiter und Privatsecretair Vogelsang, bot dem jungen Fürsten seine Ergebenheit an, wurde acceptirt und lieferte von jetzt an demselben die stillen Berichte über die Zustände in Lochau, die Stimmungen am Hofe, bezeichnete die Personen, die den alten Fürsten gegen den Sohn einnahmen und an dessen Verhinderung der Thronfolge arbeiteten. Er hatte sich in dem Lohne seiner Dienste nicht verrechnet, denn als Fürst Walther Herr des Landes wurde, als die alte Aristokratie und höhere Büreaukratie gekränkt, verjagt und entlassen wurde, da blieb der bisherige bereits fünfzigjährige Geheime Canzleisecretair von Lammershof nicht nur unbelästigt, sondern der neue Regent rief ihn als Vertrauensperson zu sich, ernannte ihn zum Canzleirathe, dann, nach einiger Zeit, zum Canzleidirector und überließ ihm nach eigenem

Gutdünken die Leitung der Landesangelegenheiten, ohne ihn jemals weiter darum zu befragen, und er unterzeichnete blindlings jedes Papier, welches jener ihm gelegentlich und ohne Referat vorlegte.

Aber noch eine vierte Vertrauensperson gehörte zu den regierenden Herren in Lochau und den Rathgebern der fürstlichen Laune. Wie in den grausamen Zeiten der gesetzlosen Willkür der Scharfrichter mit zum Gefolge der Despoten gehörte, so hält es auch in neueren Zeiten ein willkürlich wirthschaftender Regent für eine Sache des hoheitlichen Bedürfnisses, sich mit einem guten Polizeiminister zu versehen, der, nicht zum Schutze des Publikums, sondern zur Sicherheit der Person und Willkür des Fürsten und seiner Gehülfen, das Argusauge der Bewachung und Spionage stets offen und eine unumschränkte Gewalt gegen Alles hat, was sich dem Willen der herrschenden Partei widerstrebend zeigt. Einen solchen Mann hatte der Fürst Walther, auf Lammershof's Empfehlung, an einem ehemaligen Gendarmerie-Lieutenant, Namens von Blixen, gefunden, der im Jahre 1848 aus einem anderen Staate geflüchtet und nach Lochau gekommen war, um hier eine stille Pension in Sicherheit zu verzehren. Sein polizeiliches Talent in Spionage machte er zunächst zu seinem eigenen Vortheile geltend, indem er des damaligen Canzleisecretairs von Lammershof's hübsche Tochter in seine Netze zu locken wußte und sie zur Arrestantin seines Herzens machte. Eine Heirath wurde der Ehre wegen nothwendig und Lammershof hatte zum Glücke noch Einfluß genug, von den Leuten, über die er verrätherischer Weise an den Prinzen in's Ausland berichtete, die Anstellung seines Schwiegersohnes im Steuerfache zu ermöglichen; hier fand der militärisch brüsque und dem alten Lieutenants-Comment huldigende Steuerinspector eine amtliche Gelegenheit, sein vigilirendes Talent geltend zu machen; die feinste Defraude wurde entdeckt, die Schwierigkeit der Enthüllung war seine größte Freude, der

Argusblick sein ehrgeizigster Ruhm. Er war auch behülflich gewesen, die heimlichen Berichte seines Schwiegervaters, bei Vermeidung der Postanstalt, unbemerkt über die Grenze zu bringen und huldigte sofort dem neuen Fürsten, als dieser die Regierung erbte. Die Standeserhebung Lammershof's hatte auch die Beförderung Blixen's zum Oberinspector und ganz plötzlich, zum Schrecken der Stadt, die Ernennung zum fürstlichen Polizeidirector zur Folge, und er verwaltete dieses Amt mit einer inneren Lust nach französischem Systeme, indem er der Wirthschaft im Fürstenthume die größte Sicherheit verschaffte, jede laute Rede über die trostlose Lage des Landes einschüchterte und gegen das, ohnehin vom Fürsten gehaßte Volk die Tyrannei der Polizeigewalt ausübte. Fremde, freisinnige Blätter wurden verboten, Bücher, die das Leben des Fürsten, die Scheidungsangelegenheit desselben, oder die trostlose Lage des Landes andeuteten, confiscirt, Fremde mißtrauisch beobachtet, gerechte Klagen über gesetzloses Unrecht bestraft, dagegen aber alle von dem Fürsten und seinen Räthen Begünstigten mit der duldsamsten Rücksicht behandelt. Dies hatte zur Folge, daß sich eine große Zahl von Einwohnern aus Eigennutz oder Klugheit der Heuchelei befleißigte, mit den Zuständen in Lochau zufrieden schien, den maßgebenden Personen schmeichelte und diese sich einbildeten, eine Partei für sich zu haben, der denn auch mancherlei Gunstbezeigungen zuflossen; die Lieutenantstugenden, die von Blixen besaß, eine gewisse junkerhafte Ritterlichkeit, Lust an Wein und schönen Weibern, Fertigkeit im Reiten und Jagen, hatten denn auch den Fürsten persönlich mit Wohlgefallen erfüllt, und so gehörte der Polizeidirector mit zu den Gefährten des fürstlichen Zeitvertreibes- und Vertrauens.

Es liegt auf der Hand, daß diesem Vierblatte der einflußreichsten Männer auch das gesammte Personal entsprach, welches im Hof-, Marstall-, Jagd-, Theater und oberen Landes-

dienste angestellt war; Vogelsang hatte mehr die persönlichen und diplomatischen Dienste beim Fürsten und war als sein Geheimer Cabinetssecretair überlegener, als seine Genossen, in das fürstliche Vertrauen eingeweiht; um die Verwaltung bekümmerte er sich nicht, der Hof allein war sein Terrain, das er beherrschte. Es nimmt uns, nach der näheren Einsicht in die Lochauer Zustände, kein Wunder, wenn der benachbarte königliche Hof zu Königshausen unter bewandten Umständen allen Cartel mit Lochau abgebrochen hatte und der vom Finanzdirector von Lilienström erhobene Streit mit der Königlichen Regierung über den Communalertrag der Neuwerker und Mühlthaler Gruben nur ein schonender Vorwand war, daß beide Höfe in einer empfindlichen Spannung lebten.

Die Nachmittagssonne des ersten August vergoldete die Thurmknöpfe des Schlosses und spiegelte sich in den hochgelegenen Fenstern desselben; die Straßen in Lochau waren um diese Zeit, wie gewöhnlich, ziemlich menschenleer, denn wer nicht im Hause zu bleiben Ursache hatte, ging vor die Thore in das Feld, das Hölzchen oder seinen draußen liegenden Garten. Unweit des Schlosses, am Walle, der hier auf einer abgetragenen Bastion einen freien Platz bildete, welcher mit Häusern neueren Geschmackes und im Hintergrunde mit einer Kaserne für die hundertundfünfzig Mann fürstliches Militair, welches in der Residenz lag, bebauet war, und dem an der anderen Seite des Schlosses, in gleicher Entfernung der Platz mit dem neuen Theater entsprach, befand sich auch ein zweistöckiges Haus, welches dem modernen Geschmacke der Neuzeit angehörte und, trotz seiner blanken Gardinenfenster der Beletage, trotz des verrätherischen Luxus, den die einfallenden Sonnenstrahlen an Wänden und Möbeln verriethen, den Charakter der Verödung an sich trug. Die Hausthür war geschlossen, die Parterrefenster bis auf zwei, die sichtbar einer Bedientenstube angehörten, mit verschossenen Vorhängen verhüllt, in der

Belétage war weder Bewegung noch eine Spur zu sehen, das hier wohlhäbige Menschen wohnten; keine Blume wurde am Fenster gepflegt, kein Buch, keine weibliche Handarbeit ruhte auf der Fensterbank. Es schienen Gesellschaftsräume zu sein, was auch die kleinen Kronleuchter zu bestätigen schienen, welche am Plafond hingen und im Strahle der niedrig stehenden Sonne glänzten. Ueber dieser Etage versteckte ein breiter romanischer Fries aus Stuckwerk die schmalen Fenster eines scheinbar ungebrauchten Etagenraumes unter dem niedrigen Dache.

Anders verhielt sich das Haus von der Seite des hinter ihm liegenden Gartens; die Parterreräume waren freilich auch hier verödet; eine Küche stand leer, die Börte trugen kein Geschirr, der Herd diente als Tisch für allerlei alte Scharteken und ließ nur aus einem kleinen Aschenhäufchen in dem Eckloche und einem nebenstehenden Kesselchen vermuthen, daß hier vielleicht Kaffeewasser kochend gemacht wurde; die übrigen Fenster des Parterre's waren mit bestäubten, lange nicht geöffneten Läden verschlossen, dagegen bot die Hinterfronte der Belétage einen freundlicheren Anblick dar; die Fenster hatten kostbare, gemusterte und theilweise seidene Gardinen, blühende Treibhausgewächse standen hinter den blanken Scheiben, ein Thermometer mit breiter Glasscale deutete, nebst dem Glanze vergoldeter Spiegel- und Bilderrahmen an den, dem Auge von draußen zugänglichen Wänden, auf einen Bewohner, der sich bequem und dauernd eingerichtet hatte. Zwei Fenster in der Mitte schienen dessen Wohnzimmer anzugehören; hier lagen Schriften, flüchtig übereinander geworfene Briefe, Brochüren, selbst solche Zeitungen, die in Lochau verboten waren, in zufälliger Unordnung hinter den Scheiben; ein feiner, schwarzer Seidenhut stand oben auf, an das Glas gelehnt; hinter einem Eckfenster war ein Livréebedienter beschäftigt, einen blauen Frack mit blanken Dienstknöpfen mittelst eines Kleiderbesens abzustäuben.

Noch vor anderthalb Jahren war dieses Haus in seinen nun verödet erscheinenden Räumen bewohnt gewesen; in der Küche blitzte Metall- und Porcellangeschirr, am sauberen Herde war die Köchin bethätigt; die jetzt mit Läden geschlossenen Fenster der Gartenseite waren offen, und es waren überall die Spuren einer vornehmen Hauswirthschaft zu erkennen; vor den beiden Eckfenstern der vorderen, der Stadt zugekehrten Fronte standen damals wohlgepflegte Blumen, ein weiblicher Blondkopf schaute hindurch oder blickte auf Buch oder Handarbeit nieder; hier wohnte und litt einst Frau Dorette, die Gattin des Mannes, vor dessen gemiethetem Hause wir uns befinden; von hier aus entfloh sie, obgleich an die trostlose Einsamkeit und Verlassenheit gewöhnt, obgleich duldsam ertragend, daß ihr Gatte sich nicht um sie bekümmerte, sie nicht mit in seine Gesellschaftskreise führte, sich ihrer schämte und ihr zu verstehen gab, daß sie ihm lästig und auf seiner Laufbahn hinderlich geworden sei; aber sie entfloh doch, als ihre Ehre auf das Tiefste und ihr gutes Recht öffentlich gekränkt war, als sie erleben mußte, daß ihr Gatte, dem sie einst Wohlthäterin gewesen, sich mit einer Sängerin des Theaters verbunden, als er seinen Mißhandlungen sogar den Versuch eines Verbrechens an ihrem Dasein hinzugefügt hatte.

Nach ihrer Entfernung und Flucht in die Verborgenheit zu Königshausen hatte sich der Hofrath von Vogelsang ganz als Garçon eingerichtet, alle Erinnerungen an seine Gattin aus den Augen gebracht, Köchin und Mägde entlassen, die unteren Räume schließen und die Frontzimmer der Belétage zu Empfangs- und Gesellschaftssalons einrichten lassen. Nur einen Bedienten hatte er im Hause, einen ehemaligen Choristen des Theaters, der die Stimme verloren und sich als Vater eines Kindes bekannt hatte, womit eine kleine, an den Geburtsfolgen gestorbene Soubrette gesegnet worden und deren Kind, auf den Namen des Choristen Stake, in einem Grenz-

dorfe, bei dem dortigen Schullehrer in Pflege gegeben war. Dieser Stake war jetzt das Factotum des Hofrathes, ein ebenso verschmitzter, als lustiger Mensch, der seinem Herrn in Allem ergeben, ihm Diener, Schreiber, Hausmädchen, Kundschafter, Reitknecht und Koch war, der ihm alle Morgen Kaffee kochte, das Frühstück herrichtete, seine beiden Pferde besorgte, seine Zimmer und Kammer, Kleider und Stiefel in Ordnung hielt, die größte Zeit des Tages aber, wo der Herr nicht zu Hause war, lungerte, mit Humor über seine eigene Carrière reflectirte und damit wohl zufrieden war. War er allein, so declamirte er aus Schiller und Grillparzer, sang und pfiff aus Opern, was ihm im Gedächtniß geblieben war, oder neckte die Kindermädchen und Köchinnen, die ihren Zug nach der im Hintergrunde liegenden Kaserne hatten.

Hofrath von Vogelsang war nur wenig zu Hause; Morgens, bis zum Frühstück um elf Uhr arbeitete er, schrieb, las oder empfing Besuch; dann ging er aus, entweder auf das Schloß oder zu den Personen, die seinen diplomatischen und höfischen Zwecken dienten, oder besuchte eine Theaterdame, oder erkundigte sich nach dem Befinden der Signora Rosetta, deren gute oder üble Laune der Barometer der fürstlichen Witterung für den Tag war; auch sah man ihn oft in der Hofconditorei auf der Schloßstraße, wo er Mittags mit den Hofedelleuten, dem Obrist des Lochauer Militairs, dem Oberstallmeister, dem Polizeidirector, dem Canzlei- oder Finanzdirector und anderen Leuten fürstlicher Gunst zusammenkam und in einem besonderen Zimmer sich mit ihnen unterhielt und über dasjenige verständigte, was dem Fürsten mitzutheilen oder zu verschweigen war. Da er eigentlich, seiner Thätigkeit nach, ein Minister des Auswärtigen, der diplomatische Agent des Fürsten war, so hatte er auch ein Büreau in dem Canzleigebäude, wohin er oft bis vier Uhr zu gehen pflegte, wenn er nicht als Geheimer Cabinetssecretair in den Mittagsstunden

mit dem Fürsten conferiren mußte, der ihn oft rufen ließ. Speisete er um fünf Uhr nicht als Hofcavalier mit an der fürstlichen Tafel, wo überhaupt nur Vertrauenspersonen zugelassen wurden, und Signora Rosetta die einzige Dame war, welche ohne weiblichen Hofstaat an der Stelle der Fürstin Julia bei Tafel zu präsidiren pflegte, so traf man ihn um vier Uhr im sogenannten englischen Jockeyclub-Hause, das nur für fürstliche Hof- und Staatsdiener eine Table d'hôte etablirt hatte. Dann ritt er spazieren, sah darauf die im Hause eingelaufenen Briefe und Zeitungen durch, ging in das Theater und fuhr nach dem Schlusse desselben in einem der fürstlichen Wagen, die bereit standen, auf das Schloß, wo er bis Mitternacht am Spiel- oder Weintische blieb.

Diese tägliche Ordnung wurde aber vielfach unterbrochen. Wie alle, der Venus, dem Bacchus und der Diana huldigenden, übersättigten Lebemänner, so wurde auch Fürst Walther von der Langeweile gequält, aus der er sich durch Abwechselung und immer neue Genüsse zu befreien suchte. Nach einem Umgange mit gelehrten und geistreichen Männern, edlen, anregenden Frauen, nach einer Lectüre, die Geist und Herz befriedigen konnte, hatte er kein Verlangen; für eine Selbstbethätigung in Musik, Malerei oder irgend einer schönen Liebhaberei keinen Sinn und sittlichen Willen; die Signora Rosetta konnte ihn nicht immer unterhalten und war schlau genug, ihre Zauber nur nach zärtlichen Kämpfen preiszugeben, wozu er nicht immer aufgelegt war, wenn ihn die Langeweile quälte; so war er an seine selbstgeschaffenen Gefährten hingewiesen, die sich bemühten, in seinen geistlosen rohen Ton des Genusses einzustimmen, und die er oft plötzlich zusammenrufen ließ, um mit ihnen Karten, Billard oder irgend ein von der Laune verlangtes geistloses Etwas zu spielen, mit ihnen zu reiten, zu jagen, zu trinken oder eine Reise zu machen. So war auch Vogelsang oft zu ungewöhnlicher Zeit im Schlosse, oder längere Zeit verschwun-

den, und die Stadt wurde erst später gewahr, daß der Fürst nicht anwesend sei. Es war ein wildes Burgritterleben in diesem fürstlichen Kreise, und wo das Faustrecht nicht durch Willkür in die Verhältnisse der Unterthanen eingriff, da war man in der Stadt schon zufrieden, wenn die Verwaltungsmaschine ihren trägen, todten und zögernden Gang umlief.

Am heutigen Tage hatte der Hofrath zu Tische im englischen Jockeyclub-Hause gespeist, aber beim Nachhausekommen das bereits gesattelte, von Stake am Gartenthore gehaltene Pferd in den Stall zurückzuführen befohlen, da er nicht ausreiten wolle. So geschah es, daß er heute, um diese Nachmittagszeit in seinem Zimmer saß und selbst seine Tagesordnung unterbrach.

In seiner Wohnung herrschte die größte Eleganz; Vor- und Arbeitszimmer waren mit Teppichen belegt; das Portrait des Fürsten in goldener Einrahmung mit einer Krone geziert und einem Lorbeerkranze umhängt, prangte an der Hauptwand des eleganten Vor- und Sprechzimmers und bezeugte Jedem, daß man sich hier bei einem loyalen Manne und fürstlichen Diener befinde. Das zweite, gartenwärts gelegene Zimmer war mit allem Luxus vornehmer Verwöhnung und Bequemlichkeit gefüllt, Gemälde, Pendüle, Möbeln, Vasen und Seltsamkeiten gehörten dem Geschmacke der Zeit und höchsten Gesellschaft an. Unweit des Fensters, wo die Papiere von außen sichtbar waren, und der Seidenhut stand, befand sich ein kostbarer, mit allen Utensilien des Luxus ausgerüsteter Schreibtisch, der auf seinem Gallerieaufsatze in der Mitte die bekränzte Büste des Fürsten und auf der grüntuchenen Platte einen silbernen Armleuchter mit gleichem Schreibzeuge trug, das ein Rittertournier darstellte. An modernen Briefbeschwerern, in Gestalt von Hund, Pferd, ruhender Venus u. s. w. fehlte es nicht. Zwei Alabastervasen schmückten die Eckpfosten des breiten Tisches. An der Wand auf Consolen schwebten Statuetten, halbnackte Amoretten, Grazien und Bacchantinnen, über der Thür hing eine

Trophäe von alten, dem Eisen aus Papiermaché nachgeahmten Ritterrüstungen und Waffen, die Chevalerie war hier vollkommen repräsentirt durch die Zeichen der alten Kraft und der modernen Sinnlichkeit.

In einem rothsammtenen Sessel saß der Hofrath vor seinem Schreibtische, die Hand mit einer Zeitung auf der Armlehne niederhängen lassend, den Kopf in Gedanken geneigt, den Blick der schwarzen, verkleinerten Augen auf den Plüschteppich gerichtet, worauf er die bespornten Füße gestemmt hatte. Seine breite, gewölbte Stirn hatte Falten, die Augenlider waren halb gesenkt, wie es der Fall zu sein pflegte, wenn er listigen und lauernden Zwecken nachhing; der aufgeworfene Mund unter dem starken, schwarzen Militairbarte zeigte einen verdrießlich höhnischen Zug. Das ganze Zimmer hatte in diesem Augenblick etwas Ernstes und Graues, da es dem färbenden Lichte der Nachmittagssonne, die ringsum auf Dächern und Bäumen glomm, abgekehrt lag.

Der Hofrath griff nach der vor ihm hängenden Lorgnette, ließ sie aber wieder fallen, hob die in der Hand scheinbar vergessene Zeitung, wendete sich aber plötzlich mit verächtlicher Miene von ihr ab, warf sie fast zornig auf den Tisch, fuhr sich über die Stirn, blickte ermuntert und sich schnell vom Sessel erhebend, auf, als horche er nach Oben, ergriff die Glockenschnur, die nahe am Sessel niederhing und schritt durch das Zimmer fast lautlos über den rehbraunen, rothgeblümten Teppich.

Stake trat durch eine jetzt erst bemerkbare Tapetenthür ein; eine lange, hagere Figur in grünsilberner Livree, schwarzgrüner Plüschhose und hohen gelben Schlottergamaschen, ein Mensch, dessen Haltung und großes, blondfarbiges, gemüthlich schmunzelndes Gesicht, mit welken, hängenden Zügen, sauber rasirtem bläulichen Kinn, dem schmalen, an den Mundwinkeln spitz endenden Backenbartstreifen und schwärzlichem Lockenhaar den Eindruck des Komischen machte, wie er denn überhaupt

als ehemaliger Chorist komische Rollen im Chore einzulegen wußte. „Was befehlen Sie, Herr Hofrath?" fragte er mit einer tiefen Baßstimme und declamatorischer Würde, indem er mit großer Gewandtheit eine mit ihm in das Zimmer eingedrungene Fliege aus der Luft fing und zwischen den Fingern behielt. Ueberhaupt stand er unter vier Augen mit seinem Herrn, der vor der Welt auf die Anerkennung seines stolzen Standesgefühls eine strenge Obacht hatte, in einem ziemlich zwanglosen Benehmen.

„Meinen Hoffrack!" befahl Vogelsang zerstreut und heftig, ohne aufzublicken. Um so neugieriger und verschmitzter sah ihm Stake nach, als er mit größter Gelassenheit fragte: „Den Interim oder Cour?"

„Interim — mein Himmel, frage Du auch noch nach dem, was Dir geläufig ist," — erwiderte der Hofrath; „schnell, ich muß auf's Schloß."

„Den blauen mit den blanken Petschaftsknöpfen, ganz wohl — ich werde ihn gleich abfegen, ist gestern auf dem Hofball zu Ehren der Signora viel Staub aufgeflogen." —

„Jetzt keine Bemerkungen, bester Stake, ich bin nicht aufgelegt dazu."

Stake blinzelte mit den Augen und hob die schwarzen, maskenhaften Brauen auf, wie er, verbunden mit einem weinerlichen Lächeln, zur Gewohnheit hatte, wenn er etwas noch Unerklärtes an seinem Herrn bemerkte, denn wirklich war die Mißlaune des Hofraths ganz unerwartet gekommen. Nach einem fröhlichen Hofballe, den der Fürst der Signora Rosetta zu Ehren gegeben und zu dem ein jeder Günstling des Hofes seine eingeladenen Damen mitgebracht hatte, war Vogelsang erst spät vom Traume, der seine galanten Salonabenteuer fortgesponnen, erwacht, in der heitersten Laune Mittags ausgegangen, dann aber ungewöhnlich früh und verstimmt aus dem englischen Club nach Hause gekommen. Stake hatte die auf den Schreibtisch

hingeworfene Zeitung erspäht und, indem er mit der Hand auf das blauglänzende Kinn griff, sich still vorgenommen, nach seines Herrn Abwesenheit in der Zeitung nach der möglichen Spur des Verdrusses zu suchen. Einstweilen aber entfernte er sich in ein äußerstes Eckzimmer der Belétage, wo sich die Garderobe des Hofrathes befand, und begann schnell, den blauen Interims-Hoffrack abzustäuben.

In der That hatte die Zeitung, die eine neuere Nummer der Königshausener Staatszeitung war, die hofräthliche Laune in hohem Grade verdorben; Vogelsang hatte die Nummer im englischen Jockeyclub, wo mehre große Zeitungen gehalten wurden, aus der Hand des Polizeidirectors empfangen, welcher, wenn er auch seinen eigenen Familientisch hatte, doch öfter hier zu speisen pflegte, um sich mit seinen Freunden zu besprechen und cavalierement zu leben. Die Zeitung enthielt den Protest des Professors und die scharfe, weitertreffende Anmerkung der Redaction. Obgleich sich Vogelsang die Miene abzwang, eine verächtliche Gleichgültigkeit zu erheucheln und die Spottreden seiner Freunde über die versteckten Angriffe der vertriebenen Aristokratie und des feindseligen Königshäuser Hofes mit vornehmem Lächeln und junkermäßigen Witzreden zu erwidern, so zitterte doch seine Hand vor Aerger und sein Stolz fühlte sich entsetzlich gekränkt. Seine Vergangenheit, die Schusterwerkstatt in der Roßstraße, sein Lehrerthum an der Freischule, seine guten Dienste, die er dem Prinzen geleistet hatte, waren schonungslos von einer nicht ohne Inspiration so keck schreibenden Redaction an die Offentlichkeit gezogen, sein schlauer Verstand sagte ihm, daß hier andere Leute, als der Professor, ihm einen Kampf angeboten hätten und es auf einen Eclat abgesehen sei. Er hatte gegen seinen Appetit sich an den Tisch gesetzt, mit Zwang etwas gegessen und den Rathschlägen seiner Freunde zugehört, die ihn des Protestes wegen trösteten und erheitern wollten; der Polizeidirector hatte sofort, durch ein

Billet an sein Bureau, die schleunigste Confiscation der betreffenden Zeitungsnummer, angeblich wegen Beleidigungen des Fürsten, angeordnet, damit Niemand weiter in Lochau den Artikel zu Gesicht bekomme, und man hatte auch vertraulichen Rath gepflogen, wie man, falls der Professor Seiffart eine Klage bei dem Lochauer Stadtgerichte erheben würde, derselben zuvorkommen oder einen lähmenden Einfluß darauf ausüben könne. Der Obergerichtsdirector war ein, den Machthabern in Lochau unliebsamer Mann, dem man nicht recht beizukommen gewußt hatte, um ihn zu beseitigen, ohne die Bürgerschaft aufzureizen oder einen Eclat hervorzurufen; man nannte seine Charakterfestigkeit und lästige Wahrheitsliebe mit vornehmer Geringschätzung: Hypochondrie, auch wol Parteistellung zum alten Regime, und Herr von Blixen rieth dem Hofrathe, den Fürsten auf den Gedanken zu leiten, den Obergerichtsdirector wegen seiner Verdienste in die Canzlei zu berufen, was der Mann jedenfalls ablehnen und worauf eine Versetzung in den Ruhestand eine natürliche Maßregel sein würde.

Anscheinend unbekümmert, aber doch wenig in seinen stillen Bedenken und dem verwundeten Ehrgeize getröstet, verließ Vogelsang, nach mancherlei anderen Verabredungen der Vorsicht, seine Tischgesellschaft, eilte nach Hause, wies das gesattelte Pferd zurück, warf sich in den Lehnstuhl vor seinem Schreibtisch, las den Artikel der mitgenommenen Zeitung noch einmal ohne Zeugen mit zwangloser Hingebung an seine aufgeregte Stimmung und sprang dann nach einer halben Stunde plötzlich auf, um seinem Bedienten zu schellen und nach dem Hoffrack zu verlangen. Ohne Zweifel hatte er einen eigenen Entschluß gefaßt.

Als Stake fortgegangen war, schritt Vogelsang noch mit allen Zeichen der Erregtheit über den weichen Teppich seines Zimmers und gab seinen unruhigen Gedanken einen halblauten Wortausdruck. — „Ha, alter Maulwurf!“ knirschte er, die ge-

ballte Hand erhebend — „willst Du mir den Boden unterwühlen, daß ich in Deine Höhle stürzen soll? Höre, alter Wurm, mein Boden ist fest, Du wirst Dir den steifsten Schädel daran zerstoßen!“ Er stampfte mit dem Fuße so heftig auf, daß die Möbeln und Fenster erdröhnten; dann brach er in ein innerlich verhallendes, unheimliches Gelächter aus. Aber der augenblicklich kühne und siegreiche Blick, den er umherwarf, wandelte sich schnell wieder in eine finstere Vertiefung; mit einem ängstlichen Umherschauen, als horche er nach Etwas, richtete er sich plötzlich auf, öffnete die Tapetenthür, ob auch Stake nicht in der Nähe sei, spähete in das Vorzimmer, schloß die Thür wieder, schlug die Arme über der Brust zusammen und blieb mitten auf dem Teppich stehen.

„Hölle und Teufel!“ murmelte er; „gerade jetzt, in meinen schönsten Plänen, wo der Zufall mir selbst die Hand zu bieten scheint, muß dieser Erdgnom, den ich in der einsamen, dämmernden Schlucht des Ziegenkopfes in den Wasserfall hätte stürzen sollen, um den boshaften Anwalt eines ränke- und rachsüchtigen Weibes loszuwerden — gerade jetzt muß dieser alte Schurke, dem es um das Geld mehr, als um die Ehre zu thun ist, mit nichtswürdigem Hohn einen Eclat anzetteln, der mich der Schmach preis giebt! Ha! wie werden die Leute in Königshausen gestern diesen Artikel verschlungen, wie werden sich die Lästerzungen mit mir und meinem verfluchten Ursprunge beschäftigt haben! Es ist zum Rasendwerden! Gerade jetzt — gestern, wo mir der Glücksgott meines Lebens in derselben Zeitung die Anzeige vom Tode des Bankdirectors vor die Augen führt und alle meine Speculationen elastischer macht; heute, wo sie, die schöne, reiche Wittwe, mein zärtliches Condolenzschreiben empfangen und gelesen, über meine Andeutungen vielleicht mit unruhigem Herzen nachgedacht hat — Hölle und Teufel! da muß dieser gemeine, ehrenrührige, mich und den Fürsten mit Schmach besudelnde Artikel erscheinen! — Es hat sich eine

Coalition gegen mich in Königshausen gebildet, man will den Fürsten durch mich demüthigen; — ein Protest in duplo — ha, man will dem Fürsten ein Beispiel an meinem Schicksale geben; man protestirt gegen seinen Machtbefehl in meiner Scheidungsangelegenheit, um dann gegen ihn zu protestiren! Gelänge mir meine diplomatische Agitation in der fürstlichen Scheidung nicht, so wäre Ungnade mein Loos, der fürstliche Zorn würde sich gegen mich entfesseln; — siegen oder fallen, das ist jetzt meine Alternative. Habe ich in meiner Sache gesiegt, dann wird die Partei der Fürstin in Königshausen, die ich um jeden Preis schlagen muß, den Muth verlieren. Jetzt heißt es, den fürstlichen Machtspruch in seiner Geltung zu erhalten; ich will dem Fürsten die Sachlage mit Vorbehalt der Klugheit anvertrauen, sein eigener Stolz soll angespornt und mein Gehülfe werden."

Er schritt nach dem Lehnstuhle, ließ sich nieder und dachte weiter.

„Diesen Rückhalt der Stimmung des Hofes und der Aristokratie in Königshausen muß der schmutzige Seiffart schon im Sinne gehabt haben, als er es im Gebirge wagte, mir mit eigensinniger Grobheit zu drohen; — auch der Lampe, dieser Lohgerber von Gesinnung und Ehrgefühl, hat sein Versprechen nicht gehalten, mir über den Zustand des Reimarus Nachrichten zu geben; — wollte er mir doch schleunigst den eintretenden Tod desselben anzeigen, hat er doch auf meinen vorsichtig sondirenden Brief vor drei Wochen gar nicht geantwortet. — Theodora! — Reizendes Weib, Wittwe eines Krösus! O, wärest Du selbstständig und unbefangen, lebens- und liebebedürftig, ehrgeizig und eigensinnig genug, den Schmähungen meiner Feinde Trotz zu bieten und ein heiteres Hofleben für eine triste Zeit der langweiligsten Zwangehe einzutauschen! Ich muß Dich wiedersehen, muß wie ein Dieb in der Nacht zu Dir schleichen; ja, ich muß nach Königshausen, persönlich mich Deiner versi-

chern, ehe ein Schnellerer und Näherer mir die reiche Beute entreißt. Ist sie mein, bin ich im Besitze ihres Reichthums, dann kann ich triumphirend auf meine Feinde niederblicken, dann wird Seiffart schweigen, wenn er sein Geld, das Einzige, was er von mir will, zurückempfängt."

Vogelsang öffnete mit einem kleinen Schlüssel, den er aus der Tasche zog, eine Schublade seines Schreibtisches, in die er die verhängnißvolle Zeitungsnummer verbarg; er schloß diese geheime Schublade aber nicht sogleich wieder, sondern blickte nachsinnend hinein, als schöpfe er aus ihr freundlichere Anregungen seiner Phantasie. Er hob ein Schächtelchen hervor, öffnete es, und eine Elfenbeinbroche, in Form einer fliegenden Taube mit einem Oelzweige im Schnabel, wurde nebst einem kleinen, eleganten Visitenkarten-Couvert sichtbar. Als flögen seine Gedanken mit einer Frieden verheißenden Noah'staube in die Ferne, so selbstvergessen ruhete sein Blick auf dieser Broche, so unbewußt gerieth sein Mund in ein sinnliches Lächeln. Jetzt öffnete er das Couvert und zog eine blonde Haarlocke hervor, die er gegen den Schein des Lichtes hielt, um sich an deren Seidenglanze zu weiden. Wirklich schien er dieses tröstlichen Anblicks bedürftig gewesen zu sein, um sich in eine muthigere Stimmung zu versetzen.

Plötzlich wurde die Tapetenthür geöffnet und Stake's Baßstimme redete in das Zimmer herein: „Sie kommen ja nicht, der Interim und Alles liegt bereit." — Vogelsang barg hastig die Locke in das Couvert, ließ sich nicht die Zeit, die Schachtel zu schließen, schob hastig die Tischlade zu, verschloß sie und sprang mit den Worten auf: „Gut, gut, ich komme; doch wer klingelt da an der Hausthür?"

Stake, der die Hausglocke bereits gehört hatte, war schon durch die Tapetenthür davon geeilt; Vogelsang gewann Zeit, sich in die Gegenwart zurückzuversetzen und einen Blick durch das Fenster auf den gerötheten Himmel zu werfen. Stake kam

schnell durch das Vorzimmer zurück, einen Brief in der Hand, und sprach, als der Hofrath eilig danach griff: „Der Controleur Klages wartet unten in meiner Stube und meint, er bekäme Nachricht."

Vogelsang erbrach den Brief, dessen Handschrift und Siegel er mit geübtem Auge als die des Polizeidirectors erkannte, mit Eile und trat an das Fenster: Stake blieb an der Thür stehen, schmunzelte und verbarg sein verschmitztes Blinzeln nach dem Herrn durch die scheinbare Aufmerksamkeit auf eine Fliege, die unter einer der Wandconsolen schwärmte, denn sein Herr haßte die Fliegen, und es war des Dieners größtes Vergnügen, solche zu fangen. Es entging ihm aber nicht, wie seines Herrn Gesicht erregt wurde, die Hand in zitternde Bewegung gerieth und die Geberden immer unruhiger wurden. Als Vogelsang das Papier rasch und unregelmäßig zusammenfaltete, den Blick gegen den Diener aufschlug und einige Schritte mit sichtbarer Unschlüssigkeit auf ihn zutrat, machte dieser eine fangende Handbewegung durch die Luft, um seinem Lauschen einen ablenkenden Gegenstand zu geben, und murmelte: „Und wenn ich bis an mein Ende Jagd halte, immer und ewig Fliegen."

„Sag' dem Klages, ich würde — — — doch nein, laß ihn herauf kommen!" befahl der Hofrath in zerstreuter Unruhe. Als der Diener fortgegangen war, blickte ersterer noch einmal in den Brief und legte darauf, verdrießlich nachsinnend, die Hand über die Augen; dann steckte er den Brief in die Brusttasche und ein höhnisch-listiges Lächeln umspielte den vom Bart beschatteten Mund.

Eine unscheinbare Gestalt trat vom Vorzimmer her in die Thür; ein kaum mittelgroßer, eben nicht hagerer, aber auch nicht wohlgenährter Mann mit schlaffen, hängenden Zügen; sein Gesicht war von der Farbe eines Leberkranken, welk, aber durch die tiefen, stechenden Augen, den kieferstarken Mund und den rothhaarigen, struppig geschnittenen Schnurrbart und den nach

vorn gewöhnten und umgelegten Backenbart von einem unheimlichen, zweifelhaften Ausdrucke. Das spärliche Hinterhaar war über den kahlen Schädel nach vorn gelegt; er trug keine dienstliche Kleidung, vielmehr einen grauen Sommerrock, eine ähnliche Hose und bis unter das braune Halstuch zugeknöpfte dunkle Weste; einen Strohhut hielt er in der Hand, den Stock hatte er unten an der Treppe gelassen. Man sah es diesem Manne nicht an, daß er die rechte Hand des junkermäßigen Polizeidireetors, der Executor von dessen geheimsten Befehlen, die vigilirende Seele des herrschenden Systems, der Schrecken der bürgerlichen Einwohnerschaft war. Blixen hatte dessen polizistisches Talent erkannt und aus dem früheren Steueraufseher einen fürstlichen Polizei-Controleur gemacht. Ein Schnurrbart gehörte in Lochau mit zum Zeichen der Loyalität und fürstlichen Hof- und Staatsdienerschaft, denn Fürst Walther gab das Beispiel eines kräftigen Bartes und konnte keine bartlosen Männer leiden. Selbst der ältere Canzleidirector hatte dieser unausgesprochenen Vorschrift genügt und, gleich seinem Regierungscollegen Lilienström, das aristokratische Bärtchen wachsen lassen.

Der Brief an den Hofrath hatte aber folgenden Inhalt gehabt:

„Freundchen! der Fuchs ist bereits gefunden und umgarnt. Heute Nachmittag ist im Gasthofe „zum Wildenmann“ ein Professor Seiffart aus Königshausen eingetroffen und hat nach der Wohnung des Notars Löwenstein gefragt, der, wie ich weiß, eine Vertrauensperson des Plebs, ein Feind der Regierung und derselbe ist, welcher vor anderthalb Jahren die rechtzeitig von mir vereitelte Bürgerversammlung zum Zwecke einer Petition, um Zurückholung der Fürstin, anzetteln wollte. Ich kenne Deine Absichten mit dem pp. Seiffart nicht, schicke Dir deshalb meinen Klages, der bereits instruirt ist, Alles, was Du verfügst, als meinen dienstlichen Befehl zu betrachten und mir von der Ausführung Bericht zu er-

statten. Nun biete Deinen Verstand auf, die hiesige Luft am Zweckmäßigsten rein zu machen; heute Abend im Theater mehr. Dein

von Blixen."

Vogelsang ging langsam auf den Eingetretenen zu, der ihn mit militärischer Ruhe erwartete, nachdem seine heisere, klanglose und unangenehme dumpfe Stimme die Worte: „Ihr Diener, Herr Hofrath!" hervorgestoßen hatte, wie denn überhaupt Alles, was er sprach, stoßweise hervorkam.

„Sie haben, mein Lieber, einen gewissen Seiffart auf's Korn genommen," begann Vogelsang mit zufühlender und prüfender Vorsicht; „nicht wahr, er hat Verdacht erregt?"

„Verdacht gerade nicht, aber er war mir signalisirt. Ich kenne seinen Zweck aus der confiscirten Zeitung."

„Sie wissen — um so besser, mein Lieber; — was sagen Sie zu solcher Frechheit, gegen den Specialbefehl Seiner Durchlaucht zu protestiren, seinen nächsten Diener zu compromittiren und dann noch zu wagen, nach Lochau zu kommen?"

„Sie haben zu befehlen, ob er festgenommen werden soll, oder nicht."

„Also die Königshäuser Zeitung ist confiscirt?"

„Mit der Beilage. — Keiner in der Stadt hat sie noch zu Gesicht bekommen; die Zeitungen, die hier auf der Post eintreffen, werden zwei Stunden zurückgehalten, ehe sie zur Ausgabe kommen; trifft in der Zeit kein Wink vom Herrn Director ein, so gehen sie in Gaststuben und Privathäuser. Natürlich werden sie im englischen Club immer gleich nach der Ankunft abgeliefert."

„Eine schöne, ordnungsmäßige, löbliche Einrichtung. Hören Sie, mein Lieber, ich möchte nicht gern Eclat machen; ich vertraue den Seiffart Ihrer Obhut an."

„Also nur auf stillen, so zu sagen anständigen Schub über die Grenze?"

„Noch nicht, lieber Klages, wir müssen erst erfahren, was er beginnt, mit wem er verkehrt, welches die Personen sind, die seinen Intentionen willig entgegenkommen, denn wir lernen dadurch Feinde der herrschenden Ordnung kennen. Ich halte ihn für einen Agenten der alten Adelspartei; — Sie verstehen; — meine Situation hat allerdings eine gewisse Aehnlichkeit mit der unseres allergnädigsten Herrn — man will bei mir anfangen und mit dem Fürsten endigen, also Grund genug zu einer polizeilichen Wachsamkeit."

Um den bärtigen Mund des Controleurs spielte ein flüchtiger Zug des Lächelns, der ungewiß ließ, ob jener besser instruirt sei, als der Hofrath ihm glauben machen wollte, um sich nicht vor ihm zu vergeben; Klages war aber ein zu gut dressirtes Werkzeug der hiesigen Gewalthaber, um merken zu lassen, daß er die Ehestandsgeschichte des Hofrathes bis in das Detail kenne, denn die Spürhunde der Herren beobachten nicht nur deren Gegner, sondern haben auch eine genaue Witterung auf jene selbst.

„Grund genug," stieß Klages heraus.

„Nun hören Sie meine Politik," fuhr Vogelsang fort; „es liegt mir daran, den Seiffart in seinen hiesigen Unternehmungen und Reden auskundschaften zu lassen, einen speciellen Bericht über Alles zu erhalten, was er hier beginnt, namentlich, wer sich hier im Orte feindlich gegen mich und die maßgebenden Zustände ausläßt. Sie wissen, es ist eine stille Umsturzpartei im Lande; achten Sie auf, mit wem der Seiffart, als Agent, verkehrt; bringen Sie mir täglich Rapport, um jeden Augenblick bereit zu sein, zugreifen zu können."

„Zu Befehl; bis jetzt hat der Seiffart, dessen Signalement ich hier notirt habe, nur den Gastwirth zum Wildenmann nach dem Notar Löwenstein gefragt; jedenfalls eine suspecte Absicht, da der Notar ein Aufwiegler im Jahre 48 war und die Arbeiter noch immer an sich zieht, deren Processe er ohne Bezah-

lung führt." Klages, der dem Hofrathe ein Blatt Papier darreichte, welches dieser flüchtig ansah und mit anwidernder Miene zurückgab, hütete sich wol, hinzuzufügen, daß der Notar der Sohn eines getauften Juden sei, denn von dem Finanzdirector von Lilienström hätte er consequenter Weise sagen müssen, daß dieser selber noch als Jude geboren und erst als Mann getauft worden sei.

„Ich danke Ihnen, lieber Klages," sprach Vogelsang, der recht gut wußte, daß er dem Controleur nichts mehr zu sagen vermochte, was dieser nicht schon hinter sein Stillschweigen verbarg; „Sie kennen nun meine vorläufige Meinung — lassen Sie den Mann nicht aus den Augen."

„Sie können ganz sicher sein, ich halte ihn am Zügel auf Schritt, Tritt und Wort. Ich empfehle mich gehorsamst."

„Adieu, mein Lieber," erwiderte Vogelsang, der, zerstreut lächelnd, eine freundlich entlassende Handbewegung machte. Als der Fortgehende die Thür geschlossen hatte, zog der Hofrath den Brief des Polizeidirectors aus der Brusttasche, schloß ihn in den Schubkasten seines Schreibtisches, wo er die Zeitung verborgen hatte, und ging durch das Zimmer. — „So," sprach er halblaut, „nun wollen wir abwarten, ob der Maulwurf hier seine Klage gegen mich anhängig macht und ob er einen Anwalt findet, der es gegen mich wagt! Gewalt anzuwenden, wäre nicht klug, wir wollen erst dahinter kommen, was unter der Maske meines Klägers lauert. Der alte Schurke hätte die Courage nicht, wenn er nicht von der alten aristokratischen Partei aufgehetzt wäre, was ja nur zu deutlich aus dem officiösen Artikel der Königshäuser Zeitung spricht. — Jetzt aber will ich den Fürsten vorbereiten und in die rechte Stimmung setzen, ehe er durch den süßen Plaudermund der Signora etwas erfährt, denn die reizende Courtisane will keine Politik lernen und schwatzt oft Manches, was ich ausgleichen muß. Und weiß der Himmel, die Theatergöttinnen wissen Alles, was sich zuträgt!"

Er rieb sich vor Ungeduld die Hände und wollte eben auf die Tapetenthür zuschreiten, als Stake diese von jenseit öffnete und fragte: „Ist's nun gefällig?"

Vogelsang folgte in sein Ankleidezimmer, denn die Toilette war ihm eine wichtige Angelegenheit, der er des Tages über eine ebenso gewisse Zeit widmete, wie dem regelmäßigen Speisen und den Berufsgeschäften. Frühtoilette, Morgen-, Tisch-, Besuchs-, Theater- und Hoftoilette gehörten zu der Tagesordnung des eitlen Mannes. Sein Ankleidezimmer war mit Kleiderschränken und Garderobestücken, Spiegeln, Waschtische, einem Toilettentische, wie bei einer englischen Modedame, mit vielen Haarbürsten, Kämmen, verschiedenen Patentseifen, Pomadetöpfen und Parfümgläsern, fast überhäuft, der Duft von wohlriechenden Oelen erfüllte den Raum und haftete an jedem Gegenstande. Stake war seines Herrn Kammerdiener, Raseur und Friseur, denn er hatte seine einstige Theatercarrière, ehe er zum Choristen emporstieg, als Gehülfe des Theaterfriseurs begonnen. Alles lag schon für den Hofbesuch des Herrn bereit, der blaue Frack mit dem Ordensbande und den vergoldeten Knöpfen, worauf ein gekröntes W. stand, das schwarze Beinkleid, die weiße Weste und Cravatte, das reine, feine Hemde, die lackirten Glanzstiefel, die weißen Handschuhe, der schwarze, französische Cylinderhut. Vogelsang wusch sich, vertrieb jeden Seifengeruch durch Abreiben mit feinstem Kölnischen Wasser, ließ sich das Haar ordnen, prüfte den Bart auf ein etwa bemerkbar gewordenes mißfarbiges Haar und metamorphosirte sich allmählich unter Stake's dienstfertigen Händen in die Toilette des eleganten Hofmannes. Er kannte die rechte Zeit, um den Fürsten zu sprechen, zwischen der beendeten Tafel und dem Beginne des Theaters. Da er heute nicht zur fürstlichen Tafel befohlen war, so kannte er auch die Ursache und die Laune, worin er den Durchlauchtigsten Herrn finden würde. Fürst Walther hatte heute beliebt, mit der Signora ein soge-

nanntes Tête-à-tête-Diner zu halten, wo er in einem orientalisch decorirten Zeltgemache, ganz in türkischer Sultanweise auf einem schwellenden Divan lag, seine Cigarre rauchte und Signora Rosetta dann in dem Balletcostüm einer Odaliske oder Houri aus den Gardinen hervorschwebte, und durch graziöse Tänze und Stellungen die Sinnlichkeit des Gönners aufstacheln mußte. Dieser geheimen Balletvorstellung, die Signora Rosetta von einem öffentlichen Auftreten in der Oper auf längere Zeit zu dispensiren pflegte, folgte dann eine Stunde der zärtlichen Leidenschaft und weichen Ruhe, und endlich das Diner unter vier Augen, wo der Champagner die matter gewordenen Blicke wieder anfeuerte. —

Vogelsang hatte von seiner Wohnung nach dem Schlosse nicht weit zu gehen; es schlug auf dem Thurme der Stadtkirche eben Sieben; der laue Himmel des ersten Augusts glänzte im röthlichen Lichte des erglühenden leichten Gewölks, womit der schwüle Tag die sinkende Sonne halb durchsichtig verschleierte. Vor dem Marstallgebäude saßen und gähnten die Stallknechte, in einer Laube rekelten sich die Bereiter bei einem Glase kühlenden Weines und der dampfenden Cigarre. Vogelsang's lorgnettirendes Auge spähete dorthin, nicht um jene Leute, sondern um zu beobachten, ob ein Wagen angespannt oder man damit beschäftigt sei. Es wurde aber eben aus der Remise der fürstliche, kleine und völlig geschlossene Wagen hervorgeschoben, worin der Landesherr gegen acht Uhr nach dem Theater zu fahren pflegte, das kaum tausend Schritte vom Fuße des Schloßhügels entfernt lag. Vogelsang trat in den Schloßhof ein, schlüpfte in eine Seitenthür des Flügels, wo der Fürst wohnte, und sah sich bald von Bedienten umgeben.

„Ist Signora schon fortgefahren?" fragte er einen derselben, welcher mit großer Dienstfertigkeit heraneilte und sich zur Disposition stellte.

„Vor wenigen Minuten, Herr Hofrath," war die Ant-

wort. „Seine Durchlaucht sind mit der Signora nach der Tafel noch im Billardsaale gewesen und lassen sich jetzt für's Theater ankleiden."

„Ich werde warten — meldet mich vorläufig, daß ich zu Befehl sei. Ist ein Hofcavalier gegenwärtig?"

„Der Herr Hofmarschall ist, um Seine Hoheit heute nicht zu stören, mit dem Herrn Adjutanten von Hirsefeld ausgeritten; werden aber zur Theaterzeit wieder eintreffen."

„Gut — ich gehe in den blauen Saal."

Der fürstliche Diener sprang die Treppe hinauf, um dem Hofrathe, der sich mit großer Ortssicherheit, als wäre er hier zu Hause, nach dem bezeichneten Saale bewegte, die Thüren zu öffnen.

Der blaue Saal war ein mit Jagdtrophäen und alten Bildern gezierter Entréeraum für die zu Hofe geladenen Cavaliere und diente unter der Regierung des alten Fürsten zu Audienzen, die jetzt aber kaum mehr stattfanden, da Fürst Walther seine Hofleute und Vertrauten ohne Ceremoniell in seinen Gemächern empfing; von diesem Saale aus führte auch eine Galerie, wo der verstorbene Landesherr die Sammlung seiner Antiken hatte aufstellen lassen, in den nunmehr gänzlich verödeten Flügel, welcher zur Residenz der Fürstin Julia gedient hatte. Ein Blick auf die dahin führende Thür mochte den Hofrath an die verbannte Fürstin und seine eigene Agenten-Mission in dieser Angelegenheit erinnert haben, denn er vertiefte sich in Nachdenken, wobei sein Blick auf jener Thür haften blieb. Ein muthiges Lächeln spielte allmählich um seinen Mund, als hätte er einen neuen, siegverheißenden Gedanken gefaßt. — Das giebt mir mein Genius ein!" murmelte er, sich mit höherem Bewußtsein seiner Ueberlegenheit über den polirten Boden bewegend und selbstgefällig vor dem nächsten Spiegel seine Erscheinung musternd.

Der fürstliche Leibdiener kam in den Saal zurück, als

Vogelsang eben an ein Fenster getreten war und über die Stadt sah, welche, von der Abendsonne vergoldet, im tiefen, glücklichen Frieden zu liegen und den gewaltigen Druck, der Willkür, der von diesem Schlosse ausging, und das spionirende Mißtrauen, welches durch Gassen und Häuser schlich, Lügen zu strafen schien.

„Seine Durchlaucht haben den Herrn Hofrath in das Nymphen-Cabinet befohlen," sagte der Diener, und Vogelsang wußte nun Bescheid, daß er den Fürsten in der erwünschten Laune finden werde, denn das genannte Cabinet, welches der Fürst vom Theatermaler mit tanzenden, nackten Nymphen hatte decoriren lassen und einem von Schilf, Schlinggewächsen und Palmen umschlossenen Haine glich, dessen Fenster selbst durch Glasmalerei in transparente Fernblicke auf Meer und Tropenhimmel verwandelt waren, diente dem Besitzer als eigentlicher Wohnraum, wo er nur die Vertrauten zuließ und, wenn er allein war, müssig vegetirte, oder auf neue Zerstreuungen der Langeweile sann.

Als Vogelsang eintrat und die mit Palmenblättern durchwirkte Portiere sich von der Hand des Bedienten öffnete, fand er es leer; er kannte bereits alle Gegenstände im Zimmer und blieb deßhalb, die Ankunft des Fürsten erwartend, vor einem Oelgemälde stehen, den Raub einer Nymphe darstellend das er zum Vorwande seiner Aufmerksamkeit machte, während er anderen Gedanken nachhing.

Man brauchte nur dieses Zimmer anzuschauen, um auf den Besitzer und Bewohner desselben richtig schließen zu können: Alles erinnerte an einen sinnlichen, gelangweilten, blasirten Wüstling. Abgesehen von den nackten Gestalten der Wanddecorationen, den schwellenden grünsammtnen Ruhelagern und Sesseln, der gewürzhaften Luft, die vom leichten, unsichtbaren Havannabrauche und Orangenblüthendufte gesättigt war, den grünen Blätterteppichen und schweren Portièren, fand das

suchende Auge nichts, was sich über den raffinirten Sinnengenuß erhoben und an eine geistige Beschäftigung erinnert hätte. Cigarrenapparate, in kostbarster Mannichfaltigkeit, standen umher; Zeichnungen von Pferden, das Programm englischer Wettrennen, Kostümbilder, Theaterrollen, verschiedene Muster von Soldatenuniformirung, einige Reitpeitschen und Waffen lagen umher auf Tischen, Sesseln und Divan. Kein Buch verrieth eine ernstere Lectüre, nur das Lochauer Amtsblatt fand sich sichtbar unangerührt auf einem Marmortischchen am Eingange. Zeitungen las der Fürst nicht, sondern hatte seinem Geheimen Cabinetssecretair befohlen, ihm nur dasjenige mitzutheilen, was für ihn Interesse haben könne; auch wünschte er, daß derselbe die Artikel mit Roth anstreichen solle, die lesenswerth seien. So hatte sich der Fürst selbst in geistiger Hinsicht unter die Vormundschaft seiner Kreaturen begeben, die kein näheres Interesse hatten, als ihn geistig todt und abhängig zu erhalten, und im englischen Jockeyclub, den sie nur gestiftet hatten, um, wie die Kaufleute, eine Börse zu besitzen, wo sie sich verständigten über Soll und Haben, — trafen sie die Verabredung, was der Fürst erfahren solle oder nicht, und wie seiner sinnlichen Natur nur immer frisches Futter der Zerstreuung vorgeworfen werden könne.

Nur die Signora Rosetta plauderte zuweilen in zärtlichen Siestastunden Manches, was gegen die Verabredung war, und sie würde dafür sicherlich gestürzt worden sein, wenn sie nicht in anderer Hinsicht den Fürsten in der besten Laune zu erhalten geeignet, und außerdem keine, durch fürstliche Umgebung protegirte Buhlerin, sondern eine von dem Fürsten persönlich mit Leidenschaft erworbene Beherrscherin seines Willens gewesen wäre, die nicht nur die Fürstin Julie zu verdrängen Einfluß genug gehabt, sondern auch die Aussicht hatte, nach einer ausgewirkten Scheidung, zur Gemahlin linker Hand befördert zu werden, falls eine, freilich noch ausgebliebene Frucht

ihres Verhältnisses dereinst die Ehre der rechtmäßigen Existenz fordern könnte.

Hätten wir auch weiter über dieses grüne Nymphen-Cabinet hinaus in die nächste Umgebung der fürstlichen Wohnung blicken mögen, so würden wir doch nichts entdeckt haben, was uns eine günstigere Meinung über den Besitzer aufgedrungen hätte. Allerdings hatte der hochselige Fürst Wilhelm eine Bibliothek im Schlosse zurückgelassen, aber sie war in einen äußersten Thurmraum zurückgedrängt und ohne Aufsicht, Zuwachs und Anfrage geblieben; das grüne Cabinet führte in den Spielsaal, wo nur Tische mit aufgelegten Karten und silbernen Kerzen-Armleuchtern, nebst einem Tivoli- und manchem anderen zeittödtenden Spiele zu sehen waren; daneben lag der Billardsaal, an welchen sich das türkische Zeltgemach und andererseits der Trink- und Rauchsaal anschloß, der zugleich der alte Rittersaal war, in welchem noch die lebensgroßen Puppen der Vorfahren in ihren Eisenrüstungen als Wanddecoration zwischen Hirschgeweihen und einer reichen Gewehrsammlung in Glasschränken standen.

Eine Thür wurde geöffnet, die schwere Portiere, von einer Bedientenhand gehoben, lüftete sich, Fürst Walther von Lochau trat ein, winkte dem sich verbeugenden Hofrathe gnädig freundlich zu, warf sich in den Sessel am Tische, dehnte dies Glieder und fragte mit halbem Gähnen: „Nun, Vogelsang, wa haben Sie zu sagen?“

Der Fürst war, trotz der Mattigkeit seines leidenschaftlichen Blickes, und ungeachtet der sichtbaren Spuren eines früh und maßlos genossenen Lebens, immer noch ein schöner Mann. Er war erst achtundzwanzig Jahre alt, von hoher, stattlicher Gestalt, stolzer, ritterlicher Haltung, angenehmer Gesichtsbildung; eine hohe, aber leblose Stirn, zwei dunkle, große, schwärmerische, aber aus ihrem ermatteten Glanze oft unruhig und wild aufleuchtende Augen, eine blasse Gedunsenheit der Züge,

die wechselnd einen Anflug von Feuer erhielten, ein schöner, starker, schwarzglänzender Bart mit kühn gedrehtem Schnurrbarte, ein stolzer, edler, sinnlicher Mund charakterisirten sein Gesicht. Er trug einen dunkelblauen, reich besetzten Schnürenrock, militairisch zugeknöpft, ohne irgend einen Ordensstern, ein enges, graues Beinkleid mit rother Passepoil und bespornte, glänzende Stiefel.

„Durchlaucht,“ sprach Vogelsang, vertraulicher näher tretend, „geruhen Sie zunächst meine unterthänigste Frage nach Höchstdero Befinden huldreichst aufnehmen zu wollen. Ich hatte heute noch nicht das Glück — —“

„Sehen Sie, Vogelsang,“ fiel der Fürst ein, „ich bin wohl — danke Ihnen; was giebt es in Ihrem Departement?“

„Nichts als Sonnenschein, Durchlaucht, die Nachrichten meines Agenten am Kaiserlichen Hofe lauten wie Glockengeläut zu einer Familienfeierlichkeit, worin Eure Durchlaucht — —“

„Ha! ha! ha!“ lachte der Fürst laut auf, indem er eine bereits entspitzte Cigarre aus dem Füllhorn einer alabasternen Grazie zog und in den Mund steckte, worauf Vogelsang sogleich an ein Salonfeuerzeug sprang, eine Wachskerze anzündete und sie dem Fürsten servirte, der die Cigarre an die Flamme hielt und zwischen den einzelnen Rauchwolken, die er gemächlich ausstieß, fortfuhr: „Aber, Vogelsang, rennen Sie sich nicht fest; ich gehe nicht mit; behalten Sie vorsichtig die Nebenthür zum Entschlüpfen offen.“ —

„Vertrauen Eure Durchlaucht meiner Intrigue. Ist die Scheidung gelungen, so werden Conjuncturen vermittelt, die den Knoten, den die Diplomatie schürzte, wieder lösen. Ich möchte mir wol eine unmaßgebliche Meinung gestatten.“

„Machen Sie nur Alles fertig, lieber Vogelsang, ich verlasse mich auf Ihre Klugheit. Na, was meinen Sie denn?“

„Ich denke, daß das erfreuliche Entgegenkommen des Kaiserlichen Hofes, die Ernennung Eurer Durchlaucht zum

Chef d'honneur des Garde-Cavallerieregimentes, ein von den Umständen gebotenes Klugheitsmotiv wäre, eine Reise an den Hof dort zu unternehmen. Die Persönlichkeit Eurer Durchlaucht würde daselbst Hoffnungen rege machen, die ich unterdessen als Angelpunkte benutzen könnte, den politischen Einfluß jenes Hofes auf die Wagschale zu ziehen, wo er Höchstihrem Interesse ein niederdrückendes Uebergewicht gegen die Opposition des Königshäuser Hofes zu geben vermöchte."

„Sie wissen, Vogelsang, ich reise nicht gern an andere Höfe," gähnte der Fürst.

„Verzeihen Eure Durchlaucht, wenn ich in einem gerechten Eifer mich über den Hof zu Königshausen ausdrücke; die alte Aristokratie, welche einst hier im Schlosse gegen Eure Durchlaucht agirte, regt sich mit auffälliger Kühnheit."

„Was will man?" fragte der Fürst mit einem Anfluge von lebhafterer Röthe des Gesichts.

„Man wagt es, Hoheitsacte Eurer Durchlaucht in Zweifel zu ziehen, man will an mir den Versuch machen, dem Befehle des Landesherrn in seinem eigenen Reiche Widerstand zu leisten, man —"

„Wer wagt das?" rief der Fürst, in Leidenschaft gerathend und sich rasch erhebend, indem er nach der nächsten Reitpeitsche griff; der Hofrath lächelte flüchtig, als wäre es seine Absicht gewesen, die Hitze des Fürsten anzufachen.

„Man hat meine geschiedene Frau aufgehetzt, einen Protest gegen Eurer Durchlaucht hohen Ausspruch der Scheidung zu veröffentlichen, und mit ungeziemenden Bemerkungen über die Scheidungsangelegenheit meines allergnädigsten Herrn begleitet."

„Wann? Wo?"

„In der officiellen Zeitung."

„Antworten Sie darauf in mehren Artikeln, wie sich's gebührt."

„Darf ich meine Ansicht empfehlen?"

„Wer will mir in meinem Fürstenthume Gesetze geben? Hier geschieht allein mein Wille. Als oberster Bischof des Landes und als Fürst von Gottes Gnaden kann ich binden und lösen.“

„Daran zweifelt kein loyaler Mensch. Aber ich halte dafür, daß man durch Thatsachen antworte, nicht die hohe Person des regierenden Fürsten in die Stellung einer Partei erniedrige, welche sich vertheidigt; Eure Durchlaucht stehen über dem Verfahren der Parteien. Ich fasse den Protest gegen die, durch meines allergnädigsten Herrn Hoheitsedict geschehene Scheidung meiner unheilvollen Ehe als einen Angriff gegen das traditionelle Recht der Krone auf, halte daher ein Proceßverfahren gegen mich für rechtlich und politisch unzulässig und darum bei hiesigen Gerichten unmöglich, denn als Eurer Durchlaucht ergebenster Diener habe ich allein zu gehorchen und mich in Allem auf den höchsten Willensact meines allergnädigsten Herrn zu berufen. Ein gerichtliches Verfahren gegen mich liefe deßhalb auf eine Klage gegen Eure Durchlaucht hinaus, und hierzu würde jedem Gerichte im Fürstenthume die Competenz fehlen.“

„Unerhört!“ —

„Sind Eure Durchlaucht mit meiner Auffassung einverstanden?“ —

„Vollkommen, lieber Vogelsang.“

„So werde ich darnach handeln. Und ich wage zu bitten, daß Eure Durchlaucht auf die unwürdige Parallele, welche die Königliche Zeitung zwischen meiner Scheidung und den diplotischen Unterhandlungen zieht, womit mich Eurer Durchlaucht Vertrauen beglückt haben, durch eine Reise an den kaiserlichen Hof antworten; das wird choquiren und beunruhigen und kleinlauter machen.“

Der Fürst schritt durch das Gemach, warf die Cigarre fort, da sie verglüht war, hieb mit der Reitpeitsche durch die Luft und antwortete nach einigen Minuten, in denen der Hof-

rath ihn lauschend beobachtete: „Melden Sie mich am Kaiserlichen Hofe auf den ersten September an. Meinetwegen! Sie begleiten mich — bringen Sie dann meine Angelegenheit zu Ende, ich bin es satt, mag nichts mehr davon hören. Fahren Sie mit mir in's Theater, ich habe statt des heute angekündigten Figaro die Oper Rigoletto befohlen; nach dem Theater will ich mit Ihnen und dem Obristen ein L'hombrespiel machen."

„Zu Befehl." Vogelsang verstand die Weise seines Fürsten, in Gnaden zu entlassen, und näherte sich der Thür; als sich der Fürst nicht weiter um ihn bekümmerte, sondern sich in den Sessel warf und eine Glocke erschallen ließ, empfahl sich der Hofrath durch eine stumme Verbeugung, um in den blauen Saal zurückzugehen, wo unterdessen der Adjutant, der Hofmarschall und der Obrist sich eingefunden hatten, um den Fürsten in das Theater zu begleiten. Ein heiteres, meist frivoles Gespräch, welches die Courtisane zu führen pflegten, empfing auch jetzt den schnell in gleiche Stimmung sich versetzenden Hofrath, obgleich seine Gedanken weit abschweiften und sich mit eigenen Angelegenheiten beschäftigten. Trotz des ziemlich nichtssagenden, oberflächlichen und skizzenhaften Gespräches, welches er mit dem Fürsten gehabt hatte, war er doch zum Ziele seiner Absichten gekommen; er hatte den schläfrigen Herrn in Leidenschaft gesetzt und zur reflexlosen Beistimmung dessen gebracht, was jener nur durch sein Wort bekräftigen sollte. Jetzt brauchte Vogelsang die Absichten Seiffart's, die ehrliche Gewissenhaftigkeit des Obergerichtsdirectors, den gerichtlichen Scandal nicht mehr zu fürchten, denn er hatte erreicht, was ihm die Schlauheit eingegeben, nämlich die Incompetenz des Gerichtes in Lochau bei einer Protesterhebung gegen seine Scheidung durch Fürstenwort. Für den Befehl des Landesherrn war er nicht verantwortlich. Er hatte aber noch mehr erreicht, eine Abwesenheit mit dem Fürsten nach dem entfernten, nichtdeutschen Kaiserhofe, wo ihm nicht nur volle Ehrenentschädigung für den hei-

mathlichen Scandal bevorstand, sondern wo er auch nicht durch eine etwaige Klage des Professors um Herausgabe des Vermögens seiner Frau erreicht werden konnte. Er hatte Zeit gewonnen, er war kühn genug, da seiner Intrigne seither Alles gelungen war, an das Vermögen der schönen Wittwe Reimarus zu denken und damit, wenn der Proceß dennoch durch Empfänglichkeit des Gerichtes anhängig würde und von ihm, mit Hülfe von allerlei juristischen Praktiken, auf ein Jahr und länger hinaus verschleppt worden wäre, die letzten Ansprüche seiner Vergangenheit für immer abzukaufen. Der Gedanke an Frau Reimarus machte ihn innerlich heiß, und entzündete seine Phantasie so heftig, daß sie sogar über die sonstige kalte Ruhe seines Diplomatenverstandes hinausschäumte. Sich dieses schönen, alleinstehenden Weibes rechtzeitig zu versichern, war jetzt seine wichtigste Aufgabe, denn mit ihr glaubte er sich an seinen Widersachern rächen, durch ihre Schönheit und ihren Reichthum imponiren und seiner Eitelkeit die höchste Befriedigung geben zu können. Er hatte seinen Sieg über sie auf ihren Charakter gestützt, ihren Stolz, ihre Jugendverödung unter der Eifersucht eines eitlen, alten Mannes, auf ihre kalte Verschlossenheit, die er für Trotz der in ihr gewaltsam verleugneten Leidenschaft und Weltlust hielt, auf die Fassungslosigkeit in der Freiheit plötzlich gesprengter Banden. „Weiber sind Dämonen," sagte er sich, „sie bringen Glück und Unglück in das Leben der Männer; alle sind Geschöpfe der Leidenschaft, und derjenige Mann ist ihr glücklicher Sieger, der diese Leidenschaft richtig zu entzünden und zu unterhalten versteht."

Ein Lakei meldete gleichzeitig, als im Schloßhofe die Wagen hörbar wurden, daß der Fürst bereit sei, in das Theater zu fahren. Sofort eilten die Courtisane hinab in die Halle, wo die Privattreppe des Fürsten sich öffnete, und bereits der geschlossene Wagen des Fürsten unter dem zeltförmigen Regendache hielt. Der Fürst stieg, von Lakeien gefolgt, die Treppe

herab; er trug eine schwarzblaue Mütze mit rother Passepoil, einen Säbel und eine Reitpeitsche. Der Adjutant und Vogelsang folgten, auf einen Wink des Fürsten, in dessen Wagen nach, die übrigen Hofleute bestiegen den zweiten. Die Schildwachen präsentirten, die Pferde brausten aus dem Schloßhofe durch den Park hinab. —

Professor Seiffart war, wie der Controleur Klages richtig ausgekundschaftet hatte, am Nachmittage in Lochau eingetroffen und in dem Gasthofe „zum Wildenmann,“ einem bescheidenen Hôtel, in der Gegend der Thores, durch das der Miethwagen eingefahren war, eingekehrt. Des Gebirges wegen, das Lochau in meilenweiter Ausdehnung von Königshausen trennte, führte keine directe Eisenbahn nach Lochau, und das fürstliche Finanzwesen hatte im Lande selbst noch keine Mittel finden können, einen Schienenweg bis zur Hauptbahn, die, von der Erichshaler Seite des Gebirges aus, sich in die südliche Ebene bog und die Grenzen des Fürstenthums unberührt ließ, anzulegen.

Der unscheinbare Mann, der unter seinen wenigen Reiseeffecten auch den geologischen Hammerstock und die grüne Botanisirbüchse mit sich führte, hatte kaum die gehörige Aufmerksamkeit des Wirthes erregt, und Niemand hätte geahnt, daß er bereits Gegenstand eines polizeilichen Auges und der Aufnahme eines Signalements geworden sei. Er hatte sich ein bescheidenes Zimmer geben lassen und bei dem einfachen, späten Mittagsmahle, das der Wirth aus den Resten der Küche improvisirt hatte, das Addreßbuch gefordert, welches ihm vom Wirthe mit der Bemerkung gereicht worden war, daß die Wohnungen wol nicht zutreffend sein würden, weil in Lochau nur alle zwei Jahre ein Addreßbuch erscheine und das vorhandene schon vorjährig sei. Dieser Uebelstand hatte den Professor, ohne darauf zu achten, daß in das Gastzimmer ein Mann getreten war,

welcher vom Kellner eine Tasse Kaffee verlangte, zu der Frage nach der Wohnung des Notars Löwenstein veranlaßt.

Seiffart wollte nichts weiter von der ihm widerwärtigen Stadt sehen, als was auf seinem nothwendigen Wege lag; er blieb darum einsylbig, beendigte sein Mahl bald, ging auf sein Logis und kam, die Reisemütze gegen einen Hut vertauscht, wieder herunter, um den Weg nach der Rosmarinstraße mit eigenem Ortssinne aufzusuchen. Als er an einer Ecke zweifelhaft stehen blieb und einige spielende Kinder fragen wollte, trat ein Mann zu ihm und sprach: „Sie suchen wol eine Straße? — Rosmarinstraße? Ei, kommen Sie nur, ich muß just denselben Weg gehen.“ — Seiffart wußte nicht, daß er sich in der Begleitung eines von Klages beorderten, geheimen Polizeiagenten befand, der ihn an der Thür des Hauses, an dem das Porzellanschild des Notars Löwenstein stand, höflich verließ, scheinbar weiter ging, aber in einiger Entfernung vor einem Buch- und Bilderfenster stehen blieb. Auch hatte er den Professor auf verschiedene Sehenswürdigkeiten aufmerksam gemacht, und von ihm erfahren, daß er keine Zeit habe und nur bis morgen früh bleiben werde.

Der Notar Löwenstein wohnte in dem ersten Stock des ziemlich großen, aber alten Hauses, welches durch steinernes Alliancewappen in der Mauer und mancherlei Inschriften in Balken und Pfosten das Ansehen eines Patrizier- oder verlassenen Adelshauses hatte, wie es deren in Lochau viele gab. Ein Sprechzimmer befand sich auf der geräumigen Diele, in das Seiffart durch einen Schreibburschen, der mit Akten die breite Treppe herabkam, gewiesen wurde. Nach einiger Zeit, die er in einem ziemlich öden, nur mit Stühlen möblirten, aber durch Höhe und Stuckgesimse eine frühere luxuriöse Bestimmung verrathenden Zimmer gewartet hatte, öffnete sich eine zweite Thür und der Notar, ein kleiner, eingeschrumpfter, sauberer, die jüdische Abkunft in dem scharfgeschnittenen Gesichte

verrathender Mann mit grauem Haar, silberner Brille und in einen grauen Schreibrock gekleidet, trat heraus, lud durch höfliche Verbeugung und Zurücktreten in die offengelassene Thür den Clienten zum Näherkommen ein, und wies, als Seiffart in das mit Aktenrepositorien, Schränken, Siegelpresse, zwei Schreibtischen, eisernem Geldkasten und vielen Schriften fast ganz ausgefüllte Zimmer eintrat, auf einen Stuhl neben dem größeren Schreibtische, vor den er sich selbst niederließ.

„Womit kann ich Ihnen dienen, mein Herr?“ fragte er mit einer kräftigen, etwas scharfen, aber wohl accentuirten Stimme, indem seine klugen Augen mit der Vorsicht eines im Menschenverkehr geübten Mannes den Fremden beobachteten.

„Ich möchte Sie mit dem Mandate einer gerichtlichen Klageerhebung betrauen, und die mir von der Klagestellerin übergebene Vollmacht auf Sie übertragen,“ versetzte der Gefragte, indem er Papiere aus der Brusttasche zog und entfaltete.

„Mit wem habe ich das Vergnügen?“ fragte der Notar, nach den Papieren die Hand ausstreckend.

„Mein Name ist Seiffart; ich bin aus Königshausen — Sie werden aus der vorgestrigen Nummer der dortigen Staatszeitung wahrscheinlich von einem Protest unter meinem Namen Notiz genommen haben. Beliebt es, diesen Artikel einmal anzusehen?“ Er zog dabei eine Zeitungsnummer hervor.

Der Notar hatte in die Schriften geblickt und seine Miene war lebhafter, unruhiger geworden; er sah auf, um den Fremden schärfer zu fixiren, griff dann mit fühlbar gesteigertem Interesse nach der Zeitung und sprach, den bezeichneten Artikel schnell überfliegend: „Sie sind der Herr Collegienrath, Professor Seiffart? — Hm! diese Zeitungsnummer hätte schon heute früh in Lochau ausgegeben werden müssen; wir sind freilich an Verzögerungen gewöhnt, da die fremden Zeitungen erst von der Post nach der Polizei wandern und da oft stundenlang liegen bleiben; — seien Sie mir willkommen, mein Herr; ent-

schuldigen Sie, wenn ich den mir noch völlig unbekannten Protest und Redactionsartikel zunächst lese — hm! ein eigenthümlicher Fall.“ Er zog an einer über dem Schreibtisch hängenden Schnur und las.

Der junge Schreibbursche trat ein.

„Ist die Königshäuser Zeitung heute nicht gebracht?“ fragte der Notar.

„Nein,“ war die Antwort.

„So gehe nach der Post und fordere sie,“ befahl der Notar weiter lesend. — Als er die Zeitung auf den Tisch legte und von Neuem nach den Schriften griff, sah er den Professor mit einer fast bedauerlichen Miene an und sprach: „Ihr Vertrauen ist mir sehr ehrenvoll, werther Herr; ich schätze mich glücklich, den berühmten Bruder einer Dame kennen zu lernen, die hier in Lochau bei vielen gutgesinnten Personen viele Sympathieen zurückgelassen hat; hätten sie unsere hiesigen Zustände genauer gekannt, so würden Sie diesen Protest nicht haben drucken lassen.“ —

Seiffart sah betroffen aus; der Notar fuhr rascher und beschwichtigender fort: „Ich will damit nicht sagen, daß ich Ihre Sache nicht vertreten könne, im Gegentheil ist mir die Gelegenheit nicht unangenehm, einmal dem allmächtigen Herrn Hofrathe das Messer an seine empfindlichste Seite zu setzen, aber in der Form, wie sie die Klage aufgefaßt haben, ist eine Proceßführung und ein günstiger Erfolg unter hiesigen Verhältnissen platterdings ein Unmöglichkeit.“

„Giebt es hier keine freie Gerichtsbarkeit, keine Rechtsordnung?“

„Nach Umständen. Erlauben Sie mir zunächst eine Vertrauensfrage; die Bemerkungen, welche die Redaction der dortigen officiellen Zeitung Ihrem Proteste hinzugefügt hat, lassen vermuthen, daß sie nicht isolirt stehen; befinden sich etwa die von hier nach Königshausen ausgewanderten, alten Adelsfami-

lien oder die Anhänger der Fürstin Julia im Hintergrunde Ihres Protestes?"

„Wie meinen Sie das?"

„Wir müssen uns darüber discret verständigen; das Vertrauen, welches Sie mir erweisen, will ich Ihnen erwidern; daß Sie kein Freund der hiesigen Zustände sind, beweist mir Ihre Stellung zum Hofrathe von Vogelsang, Ihr Protest und Klageantrag; ich stehe auf Ihrer Seite, bin in meiner Gesinnung ein entschiedener Gegner des Willkürregimentes, das hier seit vier Jahren zur Herrschaft gekommen ist, bin, meiner Stellung als öffentlicher Notar nach, mit der alten, vertriebenen Aristokratie eng verbunden, indem ich deren unbewegliche, im Fürstenthume liegende Güter finanziell verwalte; ich bewohne selbst das Haus eines sich auf sein entferntes Landgut zurückgezogenen Adligen — wir stehen also auf demselben Boden, zu einer und derselben Partei. Wußten Sie das, als Sie mich zum Anwalte Ihrer Protestsache zu wählen beschlossen?"

„Ich folgte allein der Meinung meiner Schwester, welche früher von Ihnen gehört hat und mir sagte, daß Sie ein vielgesuchter Notar und Anwalt seien. Ich muß Ihnen versichern, daß ich mit der Aristokratie, die Sie bezeichneten, und mit Anhängern der unglücklichen Fürstin auch nicht im Entferntesten in irgend einer Verbindung stehe und, nach meiner Rückkehr aus Rußland, erst durch den in sittlicher Entrüstung geschriebenen Protest aus einer selbstgewählten Verborgenheit hervorgetreten bin. Ich stehe ganz isolirt mit meiner Klage, nur das gute Recht der juridischen und moralischen Gesetze hinter mir."

„Das ist sehr schade, mein werthgeschätzter Herr, sehr schade. Ihr Protest ist gegen die Person und die Hoheitsanmaßungen des Fürsten gerichtet; ohne einen diplomatischen oder compakten, aristokratischen Hintergrund, ohne die Gewißheit, daß der Protest das erstes Plänkelfeuer einer weitergreifenden

Bewegung, würde eine Opposition gegen eine durch fürstlichen Machtspruch geschehene Ehescheidung in Nichts zerrinnen und den Anwalt in Gefahr bringen, ein Opfer der Willkür zu werden. Wo fände sich überhaupt ein Gericht bei uns, das eine Klage gegen den Fürsten annehmen und sich für competent erklären würde?"

„Kann man doch in jedem geordneten Staate den Landesherrn durch ein oberstes Gericht belangen, wenn er gegen die Gesetze durch seine Handlungen das Civilrecht des einzelnen Staatsbürgers verletzt," eiferte Seiffart in Aufwallung; „hat doch ein Herr von Lammershof, ein Canzleidirector, das fürstliche Edict unterzeichnet; ist dieser doch verantwortlich für des Fürsten Handlungen, und muß doch ein Gericht vorhanden sein, wo man den Gegenzeichner solcher Willküracte zur Rechenschaft ziehen kann!"

„Das gilt in geordneten Staaten, ganz recht, das ist in Königshausen gewiß der Fall, aber nicht in Lochau, das selbst unter der alten, gemüthlichen Regierung des seligen Fürsten Wilhelm nur eine im Jahre 48 aufgedrungene Verfassung auf dem Papiere hatte und wo man die Sachen laufen ließ, weil der alte Herr gerecht war und, wenn man ihm nur Steuern zahlte, Niemand belästigt wurde. Jetzt aber herrscht hier ein wilder, allen Convenienzen hohnsprechender, mit Rache gegen die Gesetze, die ihn beschränken wollen, erfüllter, von ehrgeizigen Emporkömmlingen umgebener und geleiteter Fürst, mit einem Worte, eine Maitressenwirthschaft, die nach Laune regiert und das Land ruinirt; — wenn nicht — nun, es hat Alles im Leben seine Zeit und sein rechtes Ende."

„Sie entmuthigen mich; so stände ich hülflos und gesetzlos mit meiner schmachvoll behandelten Schwester dem Frevler an Recht und Sitte gegenüber?"

Der Notar nahm die von Seiffart aufgesetzte Schrift wieder zur Hand und las laut. — „Sie haben ja einen reellen

Grund der Klage in Ihrer Schwester Forderung von fünfzehntausend Thalern an den geschiedenen Ehemann," sprach er dann. — „Die Scheidung müssen Sie als eine geschehene Thatsache betrachten, wenn Sie Anspruch auf Zurückerstattung der Aussteuer machen. Unsere Gerichtsordnung verfügt in solchen Fällen zu Gunsten der vorhandenen Kinder oder der kinderlos gebliebenen Frau, und, gottlob, ist unser Civilgericht unter dem gewissenhaften Obergerichtsdirector noch ziemlich unabhängig geblieben."

„Aber die Ehre meiner Schwester, die Gewaltscheidung ohne Untersuchung des Schuldigen!"

„Mein lieber Herr Collegienrath, wenn der geschiedene Ehegatte verurtheilt wird, die Aussteuer zurückzuerstatten, so ist er nach den Erfahrungen der öffentlichen Meinung auch moralisch verurtheilt. Ich versichere Ihnen, die fünfzehntausend Thaler werden dem Hofrathe eine harte Nuß werden, denn er ist tief verschuldet; der Fürst hat selbst zu wenig, um seinen Aventüriers mehr als Gunst und Scheinehre zu geben; er verschwendet die Ersparnisse seines Vaters, und das Land ist ausgesogen, seit der reiche Adel es verlassen hat. Ich kenne die Situation. — Der Hofrath ist schlau genug, bei solchen Kaufleuten, Handwerkern und Bürgern auf Credit zu nehmen, welche für den Haushalt des Hofes liefern oder denen er Privilegien zuwenden kann; wäre das nicht der Fall, so würde er wegen Forderung schon hundertmal verklagt sein. Ich will Ihnen auch keine großen Hoffnungen machen, daß Sie die Aussteuersumme im Falle des gewonnenen Processes reell erhalten werden, aber wir können den eingebildeten, hochmüthigen Herrn einmal etwas kleinlaut machen und auf eine Probe stellen, wie weit die fürstliche Gunst reicht; hat dieser die Ehe geschieden, so mag er auch die gerichtlich bestätigten Entschädigungen bezahlen; entweder der Fürst hilft seinem Factotum durch ein Geschenk von fünfzehntausend Thalern aus der Verlegenheit und bewahrt ihm das Decorum, oder Herr von Vogelsang erklärt

sich für zahlungsunfähig, macht ehrlosen Concurs und ist blamirt."

„Das ist nicht meine Absicht," fiel Seiffart ein, „ich will jeden Schein einer persönlichen Rache vermeiden; zur Noth lebt meine Schwester mit von meiner Pension. Sie sehen mich eigentlich trostlos bei Ihren Eröffnungen, ich weiß augenblicklich nicht, was ich thun soll."

„Lassen Sie mir das Mandat; wir wollen den Proceß wegen Forderung wenigstens versuchen. Es liegt ja dann immer noch in Ihrer Hand, die Sache nicht zur Execution zu treiben; jedenfalls ist dem Herrn eine Demüthigung zu wünschen."

Der Schreibbursche kam in die Thür und berichtete: „Auf der Post hat man mir gesagt, die Königshäuser Zeitung würde nicht ausgegeben."

Der Notar horchte auf, sah den Professor lächelnd an und winkte dem Schreiber, fortzugehen. „Ha, also confiscirt — der Protest hat die Herren da oben in Schreck gesetzt — merken Sie jetzt, daß man zur Gewalt greift? Unter diesen Umständen wird man auf Sie vigiliren, und ich rathe Ihnen, die Stadt bald wieder zu quittiren. Wir können uns schriftlich austauschen. Die Forderungsklage werde ich formuliren und einreichen, die Motive sind von Ihnen ausführlich hier niedergeschrieben, gut, wir wollen sehen."

Er schloß schnell die Schrift, das Mandat und die Zeitungsnummer in eine Schublade, obgleich Seiffart mit unsicherer Hand darnach greifen wollte, und fuhr freundlich fort: „Wollen Sie ein Vespermahl bei mir einnehmen? Dann lade ich Sie ein, mit mir hinaufzugehen."

„Ich danke Ihnen," versetzte Seiffart zerstreut. „Ich bewundere Ihren Muth, unter bewandten Umständen gegen einen Günstling des Hofes vorzugehen. Halten Sie mich für gefährdet in hiesiger Stadt?"

„Wenn die Personen, denen Sie lästig sind, Ihre Anwe-

senheit erführen — ja; man macht sich hier kein Gewissen daraus, Jemanden, der nicht durch Domicilrechte geschützt ist und einem der Machthaber ungelegen kommt, aus dem Lande zu jagen, oder ihm staatsgefährliche Absichten anzudichten, die ihm dann übel zu stehen kommen; hat unser Polizeidirector doch noch vor drei Wochen einen hiesigen Privatgelehrten, der unvorsichtig genug war, in einer auswärtigen Zeitung leise Andeutungen über die Unsittlichkeit des Fürsten zu machen, mit Frau und Kind aus dem Fürstenthume jagen lassen, obgleich er mehre Jahre hier gelebt und eine einheimische Bürgerstochter geheirathet hatte. Und der gute Mensch beschäftigte sich sonst nur mit Pflanzen, schrieb Bücher über Botanik und hielt Vorträge darüber, die ein großes Publikum hatten."

„Pflanzen? Wie heißt der Mann?"

„Doctor Eckart, — der selige Fürst Wilhelm hatte ihn sogar protegirt und ihm eine Lehrstelle verheißen, wenn sich ein Platz öffnen sollte."

„Eckart? Etwa derselbe, welcher ein Buch über die vorweltlichen Pflanzen geschrieben hat?"

„Ganz recht, darüber lauteten auch einige seiner Vorträge."

„Dann ist er ein Mann von Ruf — sein Werk habe ich in Rußland studirt."

„Hier in Lochau kannte Niemand seinen Ruf; man hielt sich nur an seine localen Leistungen; wo von Oben herab die Wissenschaft verachtet wird, findet auch der Gelehrte keine Achtung bei der Menge. Er soll nach Königshausen gezogen sein. Was übrigens ihre Frage nach meinem Muthe anbetrifft, gegen den Hofrath vorzugehen, so schützt mich theils mein Recht als Anwalt, theils der Umstand, daß man mich gewissermaßen fürchtet. Man kennt mich als Feind der Leute da Oben, weiß aber auch, daß ich nicht allein stehe. Im Jahre 48 stand ich an der Spitze des Volksvereins, führte eine Deputation zum alten Fürsten und half an der Einsetzung einer Verfassung, die freilich

beschworen, aber nie beachtet und nun vor vier Jahren vollends beseitigt wurde. Uebrigens finden sich hier in Lochau zahlreiche Bürger, die zu den notirten Unzufriedenen gehören und in einem Gewerbevereine, den ich gestiftet habe, sich sehen und erkennen. Unter dem Anstreben einer Gewerbefreiheit denken wir weiter."

„Also auch Sie sind ein Freund der Gewerbefreiheit? Dieselbe gedachte ich in Königshausen anzuregen." —

„Ei, das freut mich, da könnten wir ja zusammengehen, Sie haben ohne Zweifel auch politische Motive."

„Politische eigentlich nicht, insofern die Freiheit der Arbeit nicht auch die Volkskraft stärkt und vorenthaltene Rechte zurückgiebt."

„Vortrefflich — es ist die Eigenthümlichkeit jeglicher Freiheit, daß sie ein Glied in der Kette der allgemeinen Menschenrechte ist, eine Freiheit bedingt die andere; die freie Arbeit macht auch die Fäuste frei, wo sie gefesselt sind. Gewerbefreiheit ist persönliche Freiheit."

„Ich gehe vom volkswirthschaftlichen Boden aus."

„Ganz recht, Sie haben in Königshausen, wo ein geregelter Zustand ist, nicht die Anregung, wie wir zu weiteren Gedanken. Aber freie Leute bieten sich die Hand; wenn Sie in Königshausen erst freie Arbeiter geschaffen, und das heiligste Menschenrecht, die freie Benutzung nützlicher Kräfte zu eigenem Erwerbe und allgemeiner Wohlfahrt von den Banden des Vorurtheils und der Selbstsucht Einzelner entfesselt haben, dann werden Ihre arbeitenden Freunde auch auf Diejenigen blicken, die ihnen nachstreben. Weil ich das Wort der Arbeiter führe, sind alle hier in Stadt und Umgegend, ja im ganzen Fürstenthume, meine Anhänger; das weiß die Clique da oben und man faßt mich mit spitzen Fingern an. Die Selbstsucht, welche die arbeitsfähigen Hände im Gewerke mit Zunftbanden hält, dieselbe Selbstsucht knechtet auch durch angemaßte Privilegien die Rechte der Personen."

„So weit reichen meine Gedanken nicht."

„Ganz richtig, Sie werden in Königshausen nicht so, wie wir in Lochau, darauf hingestoßen."

Seiffart stand auf. „So bitte ich Sie denn, die Forderungsklage zu beginnen und meiner Schwester Interesse der Art zu vertreten, daß kein Schein einer persönlichen Rache auf sie und mich fällt. Ich verachte meinen Gegner gründlich, aber ich mag mich nicht zu seinem Henker machen; er wird seinem rechten Richter nicht entgehen."

Auch der Notar Löwenstein hatte sich erhoben. „Verlassen Sie sich auf meine praktische Routine."

„So will ich Ihnen eine Summe für Auslagen —"

„Bitte, lassen Sie das heute — ich werde Alles berechnen, Sie sind mir ein sicherer Ehrenmann, ich bin hoch erfreut, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben; mein Sohn ist auf der Bergschule in Neuwerk und ich habe ihm Ihre Bücher kaufen müssen, die er mit Begeisterung verlangte. Wo gedenken Sie heute Abend zuzubringen? Nehmen Sie noch von mir den freundlichen Rath an, sich nicht zu sehr zu exponiren, Sie sind hier in einem Polizeistaate und Ihr Protest ist bereits confiscirt. Das sagt Alles."

„Meine Absicht ist, heute Abend noch bis nach dem Dorfe Eschen zu fahren, und den Rückweg nach Königshausen durch das Gebirge, über Mühlthal zu nehmen, da ich mich in der Natur und meiner Wissenschaft von den üblen Eindrücken der letzten Tage etwas zerstreuen möchte."

„Bis Eschen? Ei, da haben Sie noch fünf Meilen und werden die Nacht im Wagen zubringen müssen. Immer besser, als in Lochau."

Nach den üblichen Höflichkeitsreden der Verabschiedung und nachdem Seiffart nochmals seine Sache empfohlen hatte, begleitete Löwenstein seinen Clienten durch das Sprechzimmer bis an die Hausdiele. Als er in sein Gemach an den Schreib-

tisch zurückkehrte, rieb er sich vergnügt die Hände, sah listig sinnend in die Luft, schloß dann die Schublade auf, nahm die Papiere nebst der Zeitung heraus und sprach halblaut: „Ein guter, ehrlicher Mann, dieser Seiffart; in politischen Dingen nichts mit ihm zu machen; wäre freilich recht praktisch, wenn die alte Aristokratie ihre Agenten in den Gewerbsverein zu Königshausen schickte, die politische Frage einmischte und dabei auf Lochau blickte. Hm! Wenn man dort eine Coalition hinter die Gewerbefrage steckte, sich mit uns verständigte, wenn — — — Hm! Haben doch Fürsten und Nichtfürsten schon ihre politische Partei hinter das Schurzfell der Zünfte versteckt, warum sollten nicht die wirklichen Männer vom Leder einmal ihr politisches Symbol haben. Die Periode ist günstig; treiben wir den Fürsten mit seinen Kreaturen aus dem Lande, so hat kein Hof Sympathie für ihn — forderten wir, unter die Königshäuser Krone zu treten, man würde dort zugreifen; wer wollte uns, nach der jetzigen maßgebenden Logik der Thatsachen, daran hindern? So lange die Sympathie für die Fürstin Julia in den regierenden Kreisen lebt, muß in Lochau etwas geschehen — der Gedanke ist verlockend, die Königshäuser müssen helfen!" — Er hatte dabei auf die Zeitung geblickt, ohne zu lesen. — „Ha!" fuhr er fort, „das also ist die confiscirte Nummer? Die soll heute Abend im Gewerbsclub unter den Vertrauten circuliren. Ein köstliches Mandat das; wie will ich den Hofrath, diesen Schusterburschen, in die Enge treiben; das soll ein Schauspiel für die Partei sein, habe schon bedauert, daß mir Niemand eine Gelegenheit gab, der hofräthlichen Kasse einen Prozeß zu machen."

Er vertiefte sich von Neuem in die von Seiffart verfaßte Anklageschrift und notirte sich mit Bleistift einige Bemerkungen.

Als am Spätabend die Oper Rigoletto das Finale erreichte und der Fürst, seiner Gewohnheit nach, hinter den

Coulissen mit den unbeschäftigten oder abtretenden Sängerinnen scherzte, und Signora Rosetta, ihrer Herrschaft sicher, in einer Gardinenloge des Proscenium, der fürstlichen gegenüber, behaglich mit dem Fächer kokettirte und die Schmeicheleien des hinter ihr stehenden Hofrathes von Vogelsang mit graziöser Nonchalançe annahm, trat ein Theaterbedienter in diese Loge und ersuchte den Hofrath, herauszukommen, da Herr von Blixen ihn zu sprechen wünsche. Dieser schritt bereits im Corridor auf und nieder, legte bei Vogelsang's Herantreten den Arm in den seinigen und führte ihn in eine stillere Ecke.

„Ich muß Dir eine Mittheilung machen," sprach er vorsichtig; „eben war Klages hier — er wartet vor meiner Loge, falls Du ihn selbst sprechen willst. Der Bruder Deiner abgethaenen Frau, Professor Seiffart, ist über eine Stunde bei dem Demokraten Löwenstein gewesen; ein Agent der Polizei, ha! ha! hat ihn selbst hingeführt; während dieser Zeit ist der Bote des Löwenstein auf der Post gewesen und hat die confiscirte Staatszeitung gefordert. Dann ist der Professor nach dem „Wildenmann" zurückgegangen, hat einen Wagen nach Eschen gemiethet und ist dorthin, trotz der beginnenden Nacht, abgefahren. Soll ich ihm nachsetzen und den Weg verlegen lassen?"

Vogelsang erschien unbefangen, obgleich er anfangs horchte. „Merkst Du nun wohl, daß die Clique der Fürstin dahinter steckt? Da sie mich nicht paralysiren kann, will sie mich in einen öffentlichen Scandal stürzen."

„So will ich den Agenten aufheben lassen; vielleicht hat er gravirende Briefe oder Papiere bei sich."

„Nein, nein, laß ihn, wir müssen jedes Aufsehen vermeiden, namentlich in meiner persönlichen Angelegenheit, die man zum Vorwande gemacht hat."

„So will ich bei dem Löwenstein eine Haussuchung vornehmen lassen."

Vogelsang besann sich etwas; dann hielt er den Freund am Arme zurück und sprach: „Laß das, ist es der Gegner Absicht, uns herauszufordern, so haben sie eine Mine gegraben — wir müssen schlauer sein, als sie, müssen still, aber wachsam bleiben. Laß den Eschenstein genauer bewachen, denn dort gehen ohne Zweifel heimliche Dinge vor."

„Die dorthin gesandten Aufpasser scheinen ihre Schuldigkeit nicht zu thun, ich will den Klages einmal zur Controle hinsenden."

„Nach Eschen ist der Seiffart gefahren? In der beginnenden Nacht? — Hm! Wie kommt er in Verbindung mit der Fürstin?"

„Ei, zwei geschiedene Weiber machen schnell Bekanntschaft und rotten sich zusammen."

„Merkst Du nun, wie der Protest indirect gegen den Fürsten gerichtet ist?" Einestheils beruhigt es mich, anderntheils — — laß den Seiffart am Eschenstein bewachen, ich bitte Dich darum. — Doch höre, man applaudirt, die Oper ist zu Ende, ich muß zum Fürsten — adieu, lieber Blixen, Du hast mich verstanden, ich stehe Dir wiederum zu Diensten."

Er eilte davon, da auch bereits die Loge der Signora sich öffnete und das seidene Kleid derselben heranrauschte. — Blixen, eine echte, lange Junkergestalt mit martialischem Schnurrbarte, und in seinen Bewegungen den Uebermuth zur Schau tragend, ging fort, um dem im unteren Corridore wartenden Klages Befehle zu geben, während der Hofrath in den Hofwagen stieg, um den Fürsten in das Schloß zum Souper und L'hombre zu begleiten.

Zweites Kapitel.

Ein Gewitter im Gebirge.

Es waren seit dem Briefe des Pastors Regenpfeiffer an den Abt Warmbold mehre Tage verstrichen. Der Augustmonat hatte eben so schön begonnen, wie der Juli sonnig und warm gewesen war. Das Soolbad Erichshal war von Fremden fast überfüllt, die Gebirgswege wurden von Reisenden und Fußwanderern belebt. Der Grubenort Mühlthal hatte am heutigen Tage unter dem blauen, glänzenden und windstillen Himmel kaum von den umschließenden Bergen und seichter gewordenen Waldbächen die sonst hier gewohnte Kühlung erhalten; kein Blatt bewegte sich, der Hüttenrauch der jenseit des Wiesenthals gelegenen, durch die offene Spalte des Bergkessels sichtbaren Kupferröstn und Schmelzöfen stieg wie ein feierlicher Duft vor dem entfernten Hintergrunde des dunkeln Fichtenberges empor; hoch über dem engen Mühlthalkessel glühten die Granitgestalten der zu Tage steigenden Klippen im vergoldenden Sonnenscheine, und über den Gipfeln des dichtbelaubten Winterberges kreiste das alte Habichtpaar mit seinen Jungen und machte künstlichen Tanztouren vergleichbare Flugübungen. Das Berghuhn aber und die wilde Taube ließen ihr Warngeschrei aus dem tieferen Walde hören und die Mauerschwalben, welche an der felsigen Wand des ehemaligen Steinbruches nisteten, flogen tiefer und mit unruhiger Eile.

Der Bergmann Andreas Jansen beobachtete das genau, denn er saß in Hemdsärmeln vor seiner Thür auf einem Schemel und schnitzte Stäbchen zu kleinen Vogelkäfigen, da seine Kanarienhecke eine reiche Brut gegeben hatte und die Thierchen alt genug geworden waren, um auf die Märkte der Städte geschickt zu werden. Seine Frau Martha saß am offenen Fenster, vor dem Andreas draußen sein Schnitzwerk trieb, und Beide waren sich nahe genug, um miteinander ein Gespräch zu führen. Sie klöppelte Spitzen, was jetzt, da Aennchen seit vierzehn Tagen vom Hause entfernt war, ihre Arbeit wurde, die mehr eintrug, als Spinnen und Stricken, und worin sie ihrer Tochter eine kunstfertige Lehrerin geworden war.

„Ach, wie schwül ist's heute," sprach Martha, von der Arbeit aufsehend und die ermatteten Augen durch das offene Fenster gegen den glänzenden Himmel und die grünen Berge erhebend.

„Es wird heut' Abend ein Wetter geben," versetzte Andreas, ebenfalls in die Höhe blickend; „die Schwalben fliegen so unruhig und tief, als ob sie schon an den Abzug dächten; hör', die Waldhühner rufen nach Regen, die Luft macht mich ordentlich beklommen in der Brust."

„Auch ich bin den ganzen Tag so seltsam ängstlich — wenn wir nur kein Unglück haben, wenn nur dem Aennchen und dem Christian nichts begegnet ist." —

„Das wird wohl nichts zu sagen haben; sie sind ja in guten Händen und wir müssen uns daran gewöhnen, sie bald Beide auf vielleicht immer aus den Augen zu verlieren."

„Ach!"

„Ich habe mich jetzt darein gefunden; der Heinrich Müller meint es treu und ehrbar, sonst hätte er den würdigen Abt nicht überredet, das Mädchen zu sich zu nehmen; das meinte ja auch der Professor. Und da ich mich nun einmal überzeugt habe, daß Aennchen selbst glücklich ist und keine Gefahr für

ihre Ehre läuft, so ist es mir ganz einerlei, ob die Lästermäuler im Orte sagen: sie sei gar nicht in fremde Dienste gegangen, sondern heimlich untergebracht, um ihre Schande zu verbergen."

„Ach Du mein Gott, welche sündhafte Rede! Da wollten die Leute anfangs vor Neugier umkommen, wer der fremde, junge Herr sei, der uns die Ehre gäbe, und haben sich die Augen beinahe aus dem Kopfe gesehen, und den Schulmeister ausgefragt, als der Abt mit seiner Frau bei uns gewesen war; wenn ich doch nur einmal einen Brief von Aennchen haben könnte!" —

„Wenn hier Einer im Orte einen Brief bekommt, so weiß es gleich Jeder, und woher er geschrieben ist. Aber Müller hätte uns wol einmal aus Königshausen Nachricht geben können." —

„Ach, so geht es — wenn der Mann erst sein Liebchen sicher weiß, dann sind die Eltern Nebensache."

„Nun, er wird seine Gründe haben; es soll ja noch nichts verrathen werden — er wird wol schreiben, wenn er von Echtersen wieder nach Hause gekommen ist; der Professor sagte ja, als er vorgestern Abend hier unvermuthet von Eschenstein her eintraf, daß Müller nach der Pfarre in Echtersen abgereist sei und dort einige Tage zu bleiben gedächte."

„Gott leite Alles zum Guten. Wenn die Absichten der Menschen, die unsere Kinder lieben, einschlagen, so hätten wir doch ein großes Glück und müßten Gott für den Segen unendlich dankbar sein.

„Der gütige Himmel gebe es!" sprach Andreas mit einem herzwarmen Aufblicke zum blauen Sonnenzelte.

„Ach, Du sprichst das so feierlich und Du siehst dabei so wehmüthig aus. Dir ist auch so ängstlich um's Herz, wie mir. Es geht Dir auch nahe, nun im October den Christian ebenfalls hingeben zu müssen; Du hast ihn doch lieb, wenn er

Dir auch nicht immer nach dem Sinne war; auf ein verheirathetes Mädchen kann man nicht viel mehr hoffen, ist sie erst Frau und weit weg in der großen Stadt, so werden Vater und Mutter vergessen, aber ein guter Sohn denkt immer an die Eltern, wenn es ihm glückt, und Christian wird es thun. Seit er von dem Anfahren frei gemacht und bei Dahlbusch ist, hat er uns doch Alles zur Liebe gethan."

„Ja, seit der Einfahrt des Professors ist der böse Mund des Obersteigers Schimmel plötzlich stumm geworden, wenn auch der Gaibelaufseher einmal sticheln wollte. Man läßt mich in Ruhe und bekümmert sich nicht mehr um ihn. Ich bin ordentlich mit Lust wieder zur Schichtarbeit angefahren. Wann denkt denn der Christian wieder zu kommen?"

„Als ihn der Professor vorgestern Abend mit sich nahm, um ihn dem Herrn Oberbergrathe vorzustellen, sagte er zwar: übermorgen kann er wieder hier sein — aber ich denke mir, Christian wird wohl die große Residenz besehen und, wenn Müller wieder von Echtersen zurückgekommen ist, bei ihm noch einen Tag bleiben. Er sah in seinem Sonntagszeuge recht hübsch und stattlich aus."

Andreas antwortete nicht, blickte auf seine Schnitzarbeit nieder, aber bewegte auch die Hände nicht. Als Martha bemerkte, wie er in Nachdenken gerathen war, rief sie im Gefühle ihrer eigenen, unerklärlichen Beklommenheit: „Andreas, woran denkst Du?" Der Bergmann begann schnell am Holzstäbchen zu schnitzeln und sprach, vielleicht nur vorwändlich, um seine wahren Stimmungen zu verbergen: „Es ist mir doch nicht recht, daß Du des Nachts ganz allein im Hause bist, wenn ich heute Abend anfahre; wenn der Christian sonst mit Fremden im Gebirge war, hattest Du doch Aennchen bei Dir."

„Ich habe auch schon daran gedacht," sagte Martha, die ihrer Beklommenheit einen bewußten Grund zu geben schnell bereit war. „Man pflegt zu sagen: da, wo das Glück in ein

Haus eingeht, steht das Unglück hinter der Thür. Gott sei mit uns. Höre, Andreas, ist Dir's nicht aufgefallen, daß der Professor vorgestern Abend so ernst und wehmüthig aussah? Er kam vom Eschenstein im Lochauer Revier; was mochte er da gemacht haben? Es schien ihm etwas begegnet zu sein, das er verschwieg, er redete so viel von der Freude, die man an ehrlichen Menschen habe, sah dem Christian so gerührt in die freundlichen Augen, als erquicke er sich daran, und ist auf den Gedanken, ihn mitzunehmen, erst, als er ihn lange angesehen und fröhlich plaudern gehört hatte, gekommen. Vielleicht soll er ihm die stillen Bekümmernisse vertreiben. Jeder Mensch hat seine Last zu tragen. Auch wollte er den Berggeschworenen und Obersteiger nicht besuchen, nur mit dem Schulmeister hat er verkehrt und ist am anderen Morgen schon bei Tagesanbruch den nächsten Weg durchs enge Thal nach Erichshal gegangen."

„Da kommt der Schulmeister," unterbrach Andreas die ruhig angehörte Rede seiner Frau hinter dem offenen Fenster.

„Er hat ein Papier in der Hand — ach, vielleicht eine Nachricht von Christian oder Aennchen," rief Martha, die Spitzenklöppelarbeit aus den Händen legend und sich am Fenster erhebend.

„Ist's denn schon Vier vorbei, daß die Schule aus ist?" fragte Andreas sich selbst und blickte aufwärts. „Wirklich, der Bärenstein tritt in Schatten." Jener, in Gestalt eines riesigen tanzenden Bären frei über die Steinbruchwand hervorragende Granitblock war der natürliche Sonnenzeiger des, mit den Erscheinungen seines Bergkessels wohlvertrauten Bergmannes.

Der Schullehrer Dahlbusch kam schnellen Schrittes von seiner Wohnung her den Weg herauf gegen das etwas hochgelegene Häuschen. Das vermeintliche Briefpapier, welches derselbe in der Hand hielt, vergrößerte sich bei seiner Annäherung in einen zusammengelegten Zeitungsbogen; sein luftfrisches Gesicht richtete die hellen, scharfen Augen schon weither auf den Berg-

mann. „Guten Abend, Jansen," rief er, die letzte Erhebung des Pfades hinansteigend, die ihn noch vom Hause trennte; „es ist schwül heute — wir werden wol auch noch ein Gewitter haben, die Köhlerfrau, welche eben vom Winterberge kam, sagte, daß es jenseit im Thale donnere, es ziehen sich am Mönchsberge Wolken zusammen."

„Ach, wenn das Gewitter nur ohne Schaden vorüberzieht," seufzte Martha vor dem Fenster.

„Sorget nicht vor der Zeit," antwortete Dahlbusch, die Frau begrüßend — „unsere Häuser haben zwischen den hohen Waldbergen nicht Gefahr, die Fichten und Klippen da oben sind die besten Blitzableiter. Kommt 'mal mit in die Stube, Jansen, ich will Euch etwas vorlesen." Er zeigte dabei auf die mitgebrachte Zeitung; Jansen legte schnell seine Schnitzarbeit nieder und fragte: „Was ist's denn, etwa über die Grube?"

„Nein, kommt nur — der Professor hat auch seine Leiden; jetzt ist mir's klar, warum er vorgestern so ernst und weich war."

„Der Professor?" riefen Jansen und seine Frau, schnell in Spannung versetzt.

In der Stube angelangt, entfaltete Dahlbusch vor den begierigen Augen des Ehepaars die Zeitung. „Ihr wißt, ich bekomme alle Wochen einen Stoß der Königshäuser Staatszeitung von meinem Schwiegervater, dem Küster in der Residenz; er weiß nicht, daß ich den berühmten Professor kenne; heute Mittag, kurz vor der Schule, finde ich diesen Artikel und traute kaum meinen Augen. Der gute, liebe Mann! — Hört!"

Es war der Protest des Professors und die Redactionsäußerung in Bezug desselben, was der Schullehrer vorlas. Keiner der beiden Eheleute wußte vor Ueberraschung ein Wort zu sagen, als Dahlbusch geendet hatte; sie sahen ihn fragend an.

„Eine schöne Wirthschaft in Lochau," meinte Dahlbusch; „man darf nur in der Nähe der Grenze und in unserer Stellung nichts Ungeziemendes darüber sprechen; aber nun begreife

ich, warum der Professor vom Eschenstein kam; der hat gewiß mit der Fürstin geredet und unsere Regierung auf seiner Seite. Jetzt erinnere ich mich auch des Vogelsang's wieder; er war Präparant, als ich vom Seminar nach Neuwerk abging. Der ist also derselbe Hofrath, welcher in Lochau seine Ehefrau, die Schwester unseres Professors, verstoßen hat. Lieber Himmel, wie werden doch Menschen vom Schicksale zusammengewürfelt."

Jansen hatte die Zeitung aus des Schullehrers Hand genommen und nach dem Datum gesehen, das schon acht Tage alt war. Er schüttelte den Kopf und wußte nichts zu sagen; Martha hatte sich mit dem Gemüthe in die Situation vertieft. Beiden aber war der Professor nur um so theurer geworden und sie empfanden einen höheren Respect vor ihm, da er den Muth gehabt hatte, gegen eine fürstliche Verordnung aufzutreten und weil die Staatszeitung, die für sie als Reichsmacht galt, seine Partei ergriff. Martha's mütterliche Gedanken verknüpften sich bald mit der Sorge um den Sohn und schöpften neue Hoffnungen, daß er an dem Professor einen Gönner habe, der einflußreicher sei, als er selbst zu verstehen gebe. So hatte diese Zeitungsnachricht in dem stillen, naiven Lebenskreise des Bergmannshäuschens, mit dem Staunen auch das Vertrauen gesteigert. Der Schullehrer redete noch über die Geschichten, welche aus Lochau her in's Gebirge getragen wurden, und über die Gerüchte, daß die Fürstin eine Scheidung verlange, aber die Politik es nicht geschehen lassen wolle, als ein ferner Donner rollte und plötzlich die hohe Luft in Bewegung gerieth, so daß die Berggipfel rauschten und die Vögel in den tieferen Wald niederfuhren. Man hatte im Stübchen eben nicht an den Himmel gedacht und war, als man aufblickte, überrascht, daß die Klippen nicht mehr im Sonnenscheine leuchteten, sondern eine schwarze, tiefziehende Wolke durch die Thalöffnung eingedrungen war und sich an dem diesseitigen Winterberge häufte.

„Das Gewitter zieht auf, seht, dort an der anderen

Seite, am Lärchenkopfe ballt es sich auch zusammen," sagte Dahlbusch, am Fenster stehend; — „ich will nur nach Hause gehen, ich habe in meinem Garten das Fenster des Kastens aufgemacht, worin ich die jungen Ableger treibe, und meine Frau fürchtet sich beim Gewitter wie ein Kind."

„Gott stehe uns bei!" betete Martha, die Hände faltend; „wenn es nur erst vorbei wäre, wann der Andreas zur Schichtarbeit nach dem Zechhause aufsteigen muß. Was wollte ich anfangen, wenn der Blitz in dies Haus einschlüge?"

„Davor habt keine Angst, Mütterchen; wenn kein Hagel fällt, so hat der liebe Gott die Leute im Thale lieb und läßt den Blitz oben in die Berge fahren, die ihn anziehen. Es kann eher alles Andere als der Blitz hier in Euer Haus fahren. — Nun, Gott befohlen, gute Nachtschicht, lieber Jansen! Ob der Christian heute Abend heimkehrt?"

„Wenn er nur noch ausbliebe, er wird das Gewitter unterwegs haben," meinte Martha.

Andreas und seine Frau begleiteten den Schullehrer vor die Thür.

„Da kommt ja ein Wagen von Erichshal herauf," sagte Dahlbusch, nach der Mündung des engen Thales zeigend; „es ist einer der Stellwagen vom Gastwirth zum wilden Jäger; wer mag denn da drin sitzen, der scheint auch kein Naturfreund zu sein, hat die Lederklappen rechts und links zugeschnallt."

Der bezeichnete Wagen rollte eben auf dem Fahrwege, der sich durch das enge Thal wand, langsamer die aufsteigende Hohlgasse herauf, welche auf die Straße des Ortes leitete; der Kutscher schien vor dem Gewitter noch rechtzeitig in den Stall eilen zu wollen, denn er hieb, trotz des steigenden Weges, auf die nachlassenden Pferde. Als der Wagen eben unter dem Hügel, auf dem Jansen's Haus stand, vorüberfuhr, lüftete eine derbe Hand von Innen das Seitenleder und ein festes, braunes, mürrisches Gesicht spähete heraus, sah die an der Thür des

Bergmannshauses stehenden drei Personen verwegen an, beugte sich gegen den Kutscher weiter heraus und fragte mit rauher Baßstimme: „Sind wir da?“

Man erkannte einen knochenstarken Mann, welcher der Hitze wegen den Rock ausgezogen hatte und eine schwarze, zugeknöpfte Weste, kein Halstuch, eine an den offenen Aermelschlitzen sichtbare, rothe Flanelljacke unter dem Leinenhemde, und eine graue Mütze trug; das kurzgeschnittene, verblichene Haar verrieth einen älteren Mann, als sein robuster Körper hätte schließen lassen.

„Da liegt Mühlthal schon,“ antwortete der Kutscher. „Es wird ein starkes Unwetter geben und wir kommen just noch in's Quartier.“

„Ja, Unwetter, das glaube ich selbst, ein Donnerwetter, das einschlägt!“ brummte der Reisende, indem er seine hellen, blitzenden Augen herausfordernd über die ersten Häuser des Ortes schweifen ließ.

„Ich glaub's auch;“ versetzte der Fuhrknecht im blauen Kittel, dessen Pferde, trotz der Peitschenhiebe, den steilen, steinigen Weg im Schritte hinaufzogen; — „wenn die Wolken so am Berge hängen und nicht weiter wollen, dann kenne ich das.“ —

Die weitere Rede verstummte für die Ohren der drei Personen vor Jansen's Hause, da die Pferde plötzlich stärker anzogen und sich in Trab setzten.

„Das scheint ein verdrießlicher Mann zu sein,“ sagte der Schullehrer; „man sollte glauben, er gehöre mit zum Gewitter und die drohenden Wolken dort wären seine Begleitung, die er mitgebracht hätte. Nun, Glück auf! lieben Leute, der Himmel beschütze Euer Haus.“

Dahlbusch eilte fort, den nächsten Fußweg am Holze einschlagend. Als das Ehepaar ihm noch nachsah, erscholl ein rollender, ferner Donner von den Bergen und ein Windstoß heulte aus dem dunkler gewordenen Thale heraus.

„Lieber Gott!“ sprach Martha — „mir ist doch merkwürdig angst; wenn nur nichts Schlimmes passirt.“

„Der Himmel hat uns immer verschont,“ antwortete Andreas; „der Schulmeister hat Recht, die ältesten Leute erinnern sich nicht, daß hier im Kessel der Blitz in ein Haus oder den Kirchthurm gefahren ist; die Berge schützen uns.“

„Der ganze Himmel ist auf einmal grau geworden — sieh, Andreas, da hinter dem Hüttenwerke regnet es schon, man kann den Fichtenberg nicht mehr erkennen.“

„Es hat noch Weile; wenn der Wind aus dem engen Thale bläst, treibt er gewöhnlich das böse Wetter aus der Schlucht über das Wiesenthal und wir haben nur ein wenig Regen davon,“ erwiderte Andreas, der sich ruhig wieder auf seinen Schemel vor die Thür niederließ, um sein Schnitzen an den Vogelbauerstäben fortzusetzen. Martha blieb in der Hausthür stehen und blickte unruhig umher, als behüte ihr unerklärliches Gefühl der Beklommenheit die Schwelle.

Es wurde indessen schnell dunkler, obgleich es erst fünf Uhr war; selbst der Ton der Thurmglocke, die jetzt schlug, hatte für die ängstliche Frau in dieser Stunde einen unheimlich klagenden Klang. „Ach!“ seufzte sie — „wenn nur dem Christian oder Aennchen nichts Schlimmes widerfahren ist!“ — Andreas antwortete nicht, blickte aber von seiner Arbeit auf, ließ die Hände ruhen und sah in die Ferne, als sei er selbst in einer Stimmung zum Nachdenken.

„Was ist denn das?“ rief er plötzlich, die Augen auf einen Punkt des Gebirges über der Stadt heftend — „jetzt, um diese Zeit, wo Keiner ausfährt!“

„Was? Wo?“ rief Martha, der Richtung seines Blickes folgend, aber in demselben Momente stieß sie den Schrei: „Gott sei mit uns!“ aus, hielt die Hand vor die Augen und schwankte einen Schritt zurück. Sie hatte zwar, in der Richtung des aufmerksamen Blickes ihres Gatten, oben auf dem Wege, der links

über den Ort weg auf kahlem Bergvorsprunge hinauf nach dem Zechhause und der Grubeneinfahrt führte, eine Gruppe Bergleute erkannt, die langsam bergab gingen, aber in demselben Augenblicke war ein starker Blitz aus der Wolke über dem Wiesenthale in leuchtendem Zickzack herniedergefahren, hatte die ganze Gegend mit Feuerschein erhellt und die Augen Martha's geblendet. Ein dumpfes Rollen, ein knatterndes Getöse, daß der Boden erdröhnte, folgte schlagartig. — Auch Andreas war geblendet und überrascht aufgesprungen; die Gruppe Bergleute, die er scharf beobachtet hatte, war ihm momentan im Blitzscheine verschwunden, er suchte sie jetzt nicht sogleich wieder, sondern sah erwartungsvoll in die Gegend hinaus, als Martha rief: „Ach, das hat eingeschlagen!"

Eine Wolkenschicht hatte sich vor der offenen Schlucht gelagert und verdüsterte das ganze Mühlthal; ein röthlicher Schein war matt in der Nebelmasse zu erkennen. „Das ist kein Feuer vom Blitze" sagte Andreas beruhigt — „das sind die Gichtflammen der Oefen auf dem Hüttenwerke, die jetzt, wie des Abends und Nachts leuchten, da die Luft dunkler geworden ist. Aber sieh, die Bergleute tragen einen Mann, es ist ein Unglück in der Grube passirt." —

„Gerechter Gott, so ist meine Angst nicht ohne Grund. Gott sei Dank, daß uns solches schreckliche Malheur nicht trifft. Andreas, sei nur vorsichtig, die Sprengarbeit ist gefährlich. Wer mag das sein?"

„Wenn man vernünftig verfährt und Alles in guter Stimmung thut, so kommt das Unglück nicht. Ich will einmal hinausgehen und sehen, wer es ist."

Martha hielt ihren Mann zurück. „Nein, Andreas, laß mich bei dem Gewitter nicht allein; der Christian ist ja nicht hier und ich habe Aennchen nicht, der ich meine Angst ausschütten kann."

„Was ist Dir denn heute? Nun, meinetwegen, man wird

das Unglück immer früh genug gewahr.“ Dieses erwiderte Andreas, indem er eben die Gruppe Bergleute hinter der vorliegenden Bergwand verschwinden sah und zugleich große und schwerfallende Regentropfen niederfielen, die mit einem heftigen Winddrucke der aus der Schlucht hervorstürmenden Luft begleitet waren. Martha stieß das Stubenfenster zu, und flüchtete in das Haus; Andreas raffte seine Schnitzarbeit zusammen, trug sie auf eine Bank auf dem Hausflur, holte den Schemel nach, schloß die Thür und folgte seiner Frau in die Stube. Blitz und Donner wiederholten sich, der Regen ließ zwar bald nach, aber der Sturm sauste um das Haus und durch die Fugen der Fenster. Als Andreas durch die Scheiben blickte, um das Wetter zu beobachten, sah er, wie aus den, der gedrängteren Mitte des offenen Grubenstädtchens näher liegenden Häusern Menschen mit neugierigen und ängstlichen Geberden hervortraten und sich in lebhaft redende Gruppen vereinigten; einige eilten die Straße hinunter in den Ort, andere flohen vor einem neuen Blitz- und Donnerschlage unter das schützende Obdach zurück; ein Mann lief dem Walde zu und sein Weg führte ihn nahe an Jansen's Häuschen vorüber. Es war der Knecht des Hirten. — Andreas öffnete das Fenster, das der Wind ihm streitig machen wollte, und rief: „He, Anton, was giebt's denn da?“

„Den jungen Sulzer schleppen sie wie todt nach Hause; er ist bei dem Sprengen verunglückt, ein Stein hat ihm das Bein zerschlagen und ein anderer den Kopf getroffen.“

„Gütiger Gott — der junge Sulzer?“ rief Martha, die Hände faltend — „das hätte ich ihm nicht gewünscht!“ —

„Nun, er wird vorläufig seinen Mund über Euch ruhig halten, er wußte immer böse Dinge von Euch.“

„Wohin wollt Ihr denn, Anton?“ fragte Andreas, um die weitere Andeutung an die rachsüchtige Feindschaft des jungen Bergmanns zu unterdrücken.“

„Die Kühe sind noch im Gebirge — die Leute werden ängstlich darum, ich will nur einmal sehen, ob sie noch nicht herunter kommen. — Glück auf! Es droht ein schlimmes Wetter." — Der Hirtenknecht lief weiter gegen das enge Thal, der Sturm schlug dem Andreas das Fenster schneller zu, als er es selber thun konnte.

„Der arme Sulzer!" sagte er, durch die Stube gehend; „man soll keinem Menschen etwas Böses wünschen — vielleicht wird er, wenn er leben bleibt, anderer Gesinnung, und dann ist sein Unglück ein Werk Gottes."

„Ja, der liebe Gott ist gerecht," fuhr Martha, in Eifer gerathend, fort; „wie schändlich hat der Hans Sulzer an unseren Kindern gehandelt, das Aennchen verlästert und den Christian mit Hohn verfolgt. Alle bösen Geschichten kommen von ihm, er hat es unter die Leute gebracht, daß Aennchen von Mühlthal fortgeschickt sei, um ihre Schande in einem heimlichen Winkel abzuwarten; er hat — —"

„Laß das, Mutter," fiel Andreas ein, „er hat sein Theil, wir wollen nicht Richter sein und lieber Gott preisen, daß uns kein Unglück trifft."

„Ja, und die Vorsehung hat Alles wohl gemacht und uns vor Unglück durch das rechte Gefühl unseres Kindes bewahrt. Was dem Menschen einmal bevorsteht, das trifft früh oder spät ein; was hätten wir nun, wenn er Aennchen geheirathet hätte und heute halbtodt aus der Grube nach Hause getragen würde?"

„Laß gut sein, Martha."

„Ja, und mögen die Leute lästern und die böse Nachrede des Sulzer nachsprechen, weil sie einmal auf uns einen Neid haben, so soll es meine Genugthuung sein, den Leuten nach einem Jahre zu zeigen, daß unser Aennchen nicht in Schande gelebt hat, und sie soll nach der Hochzeit mit ihrem Manne hierher kommen, vor dem ganzen Orte spazieren gehen und — barmherziger Gott! sei uns gnädig!"

Mit diesem letzten Aufschrei verstummte Martha und sank, die Hände vor das Gesicht haltend, auf einen Stuhl nieder. Auch Andreas stand bestürzt am Ofen und griff mit der Hand nach der Wand, weil er schwankte. Der plötzlichen Erleuchtung der Stube mit feurigem Scheine folgte unmittelbar ein Donnerschlag, daß das Haus dröhnte, die Fenster erklirrten und die Klippen zu stürzen schienen. Der Sturm heulte hoch in der Luft und ein pfeifendes Sausen drang durch Spalten und Schlüsselloch. Auf eine unheimliche Ruhe von einigen Secunden folgte ein zweiter, unmittelbar darauf ein dritter Blitz mit furchtbarem Rollen. Jetzt goß der Regen in Strömen nieder und spülte die Erde von dem felsigen Boden; das Gebirgswasser schäumte die Schneisen der Waldungen herab in das übertretende, steinigte Bett des Mühlbaches; Andreas trat feierlich an das Fenster, dessen im anprallenden Regen erblindeten Scheiben nur eine graue bis zur Erde hängende Wolke erkennen ließen.

„O Gott, man läutet auf dem Thurme!“ rief Martha horchend — der Blitz hat in ein Haus geschlagen!“

Andreas strengte sich an, zwischem dem Geheul des Sturmes und dem ununterbrochenen Nachbrummen des Donners, der vom Echo der Berge zurückgeworfen wurde, das Geläut zu unterscheiden; er erkannte bei einem neuen Blitze die aus dem Walde heimflüchtende, von Wasser triefende, scheue Kuhheerde, deren Glocken läuteten und die bei jedem Blitze stutzig anhielt, sich zerstreuen und in den gefährlichen Schutz des Waldes zurückfliehen wollte. Blitz auf Blitz hielt jetzt den Himmel ohne Unterlaß in flammender Helle, die den dunkeln Thalkessel und seine hohen Bergwände glühend erleuchtete, als sei aus der Erdtiefe die flüssige Lohe eines neuen Schöpfungstages aufgestiegen, um die Oberfläche zu verheeren und Thäler in Berge, diese in Thäler zu verwandeln. Das Rollen des Donners wurde von Zeit zu Zeit durch das Zischen naher Blitzfunken und das Geknatter und betäubende Krachen heftiger Schläge verstärkt.

Andreas trat mit andachtsvollem Ernste vom Fenster zurück, denn ein Blitz fuhr scheinbar dicht am Hause in die Eichen nieder und das Gebäude erbebte so gewaltsam in allen Wänden, daß der Kalk vom Dachrande vor den Fenstern niederstürzte. Im Stübchen herrschte tiefe Dämmerung; Martha betete laut einen Kirchengesang. Es zeigte die Schwarzwälder Uhr bereits sechs; beinahe eine Stunde hatte das furchtbare Gewitter über dem engeingeschlossenen Thalkessel gewüthet. Allmählich nahm seine Heftigkeit ab, der Blitz leuchtete zwar immer noch, aber der Donner rollte später, höher und entfernter, der Regen lichtete seine Strahlen, die drohende Wolke hatte, vom Sturme ergriffen, ihren Ausweg über die Berggipfel und durch die Schluchten gefunden und wüthete nunmehr im anliegenden Thale. Es wurde heller, die Bergkuppen traten wieder aus der Umhüllung heraus, die Klippen standen unversehrt, die Hochwälder dampften, als ob sie rauchten von unsichtbar in der Tiefe brennendem Feuer; die Häuser, der Kirchthurm wurden wieder erkennbar; die Wolkenmasse wälzte sich an Berg und Klippe höher, der ergossene Regen lief schnell auf dem felsigen Boden in die tieferen Gründe ab, die Fichten neigten ihre tropfenschweren Zweige. — Ueber dem Winterberge zerriß die Wolke und ein lachendes Blau, vom Sonnenglanze erhellt, blickte hindurch.

„Gottlob!“ sprach Andreas, „es zieht vorüber; Gott hat uns beschützt, — möge er es bei Anderen auch gethan haben; er ging hinaus, um vor die Thür und in den Garten zu sehen; Martha trat mit religiösem Gefühle der Erleichterung an das Fenster, um sich am blauen Flecke des Himmels zu erquicken, der sich zusehends erweiterte und klärte; es wurde wieder Tag im Thale und im Stübchen, der Regen hatte plötzlich aufgehört und ließ sich noch, in der Richtung der Wolke, an den Bergen der Thalgrenze herab; der Bärenstein empfing den ersten, vergoldenden Sonnenstrahl wieder.

Andreas kehrte mit einer erregten Miene in die Stube zurück und sprach: „Barmherziger Gott, wie nahe stand uns das Unglück! Die Fichte, die ich am ersten Tage nach unserer Hochzeit hinter das Haus pflanzte, ist vom Blitze getroffen, sie liegt zerspalten und bis in die Wurzel zerrissen am Boden. Es hat uns der Himmel gedroht, vielleicht sind wir zu übermüthig geworden in unseren Kindern.“ —

Die Nachricht von der Nähe der überstandenen Gefahr erschütterte Martha so sehr, daß sie ihren Mann nur anstarren, aber nichts sagen konnte. Dann aber holte sie aus dem Schranke ihr Kirchengesangbuch hervor, setzte sich und begann, als sie noch blätterte, mit feierlicher, leiser Stimme zu singen:

„Wie gnädig ist des Höchsten Wille,
Der Donner schweigt, die Blitze flieh'n!
Bald schmückt, bei angenehmer Stille,
Der Sonne Glanz das feuchte Grün,
Erhebe meinen Lobgesang
Du meine Seele, opf're Dank!“ —

Andreas hatte mit eingestimmt, die Hände gefaltet, und war mit aufgeschlagenen Augen am Ofen stehen geblieben.

Bei ihrer Andacht und dem gedämpften Gesange des Kirchenliedes sahen und hörten sie nicht, was draußen vorging.

Auf dem Hauptwege des Ortes schritt um diese Zeit, von dem Rathskeller her, ein kräftiger Mann auf den Vorhügel des Berges zu, vor dem Jansen's Haus lag. Ein Knabe begleitete ihn, und zeigte, als sie nahe genug gekommen waren, auf dasselbe. Der Mann in der grauen Mütze, einem langen blauen Rocke, hohen, über das schwarze Beinkleid getragenen Stiefeln und ein spanisches Rohr mit fester Hand auf den steinigen Boden stoßend, ließ sich noch einmal das Haus zeigen, wies mit dem Stocke darauf, lohnte den Jungen mit einem Geldstücke ab, hieß ihn zurückgehen und setzte seinen Weg weiter fort, die hellen Augen scharf auf das Haus gerichtet.

Es war derselbe Mann, welcher vor dem Gewitter in dem Erichshaler Stellwagen aus dem engen Thale in den Grubenort gefahren war und im Rathskeller das Gewitter abgewartet, eine Zeche gemacht, dabei sich nach dem Bergmanne Jansen erkundigt, vielerlei darüber ausgefragt und einen Jungen aufgefordert hatte, ihn auf den Weg nach dem Hause des Bergmanns zu weisen.

Er erreichte dasselbe, warf einen ärgerlichen, geringschätzenden Blick auf die bescheidene Behausung und öffnete mit einer verdrießlichen Gewalt die Thür.

In dem Stübchen rechts sang das Ehepaar eben die Strophen:

„Und wenn des Donners Stimme brüllt,
Ist Er Dein Helfer und Dein Schild."

Da pochte eine heftige Hand so schnell und zugleich das Schloß aufstoßend an die Thür, daß die frommen Sänger zum Lobe Gottes verstummten, auffuhren und Andreas nach der Thür eilte. Aber er stutzte vor der Erscheinung des fremden Mannes, welcher auf der Schwelle der angelweit aufgeworfenen Thür stehen blieb, die Hand auf das Rohr stemmte und mit einem höhnischen Blicke die beiden Eheleute musterte.

„He!" rief er — „Sind Sie der Bergmann Jansen?"

„Was wünschen Sie? Ja, ich bin's" — antwortete Andreas, verlegen auf seine Hemdsärmeln blickend und nach der Grubenjacke am Nagel des Kammerthürpfostens greifend.

„Treten Sie herein, lieber Herr," nahm Martha das Wort, indem sie das Gesangbuch zur Seite legte; — „ach! das war ein furchtbares Wetter — Gott sei Dank, daß es vorüber ist." —

„Vorüber ist's noch nicht, es wird erst recht losgehen" begann der Fremde mit rauher Baßstimme und ärgerlichem Eifer. —

„Ach, das behüte der liebe Gott!" rief Martha erschrocken,

während Andreas die Augen durch das Fenster gegen den Himmel und die Bergkuppen richtete. „Sind der Herr vielleicht im Gebirge vom Wetter überrascht? Setzen Sie sich hier —“ Sie wies auf das Sopha, das der Fremde aber nicht weiter beachtete, und schob die offenstehende Thür zu. — Andreas begann eben: „Nein, mein Herr, ich kenne die Wetterzeichen hier im Thale, es wird ein schöner, stiller Sonnenuntergang werden,“ als der Fremde ihm in's Wort fiel: „Ihre Witterung ist falsch, ich sage Ihnen, es schlägt hier ein Donnerwetter ein, das nicht vom Himmel, sondern von mir kommt. Heda, Sie haben eine Tochter —“

„O Gott, meine Angst —“ rief Martha, hülfesuchend die Hände nach denen des Fremden ausstreckend, „ist ihr etwas Schlimmes angekommen? Ach! ist sie krank, was ist mit ihr?“

Der Fremde stieß die Hände der Frau von sich und blickte finster auf Andreas, der, über die Rede und Absicht des Mannes zweifelhaft, mit Hitze sagte: „Herr, was bringen Sie mir, was wollen Sie? Kamen Sie nicht vor einer Stunde in einem Wagen an?“

„Ha, ich kenne Sie schon — ich bin lange genug im Orte gewesen, um zu erfahren, was für Leute Ihr seid. Hoch hinaus mit den Kindern, einem Jungen und Mädchen, aber was das Mädchen betrifft, so wird nichts aus Euren schlauen Plänen, das merkt Euch.“

„Herr“ — rief Andreas — „wir sind ehrliche Leute vom Leder und haben unsere Bergmannsehre.“ —

„Ja, ich bin auch vom Leder, aber es soll Euch nicht gelingen, aus meinen Fellen Euer Schurzleder zu schneiden. Stellt Euch nicht so ehrlich, ich weiß schon, wie die Leute hier im Orte von Euch reden; man hat mir gesagt, daß, wenn der Bergmann, der heute in der Grube verunglückt ist, sprechen könnte, er mir erzählen würde, wie Ihr hochköpfige Leute seid, die den faulen Jungen zum Obersteiger machen und das

liederliche Mädchen an einen Mann aus der Stadt verkuppeln möchtet; aber Ihr habt die Rechnung ohne den Wirth gemacht."

Martha sank mit schmerzlichem Schrei auf einen Stuhl und preßte die Hände auf ihre Brust; in Andreas aber war das Ehrgefühl zu heftig herausgefordert, um sein bereits heißes Blut ruhig zu lassen. „Herr", rief er entrüstet, mit drohend geballter Hand vor ihn hintretend, „wer mir das in meiner eigenen Stube sagt, der reizt mich, ihn vor die Thür zu setzen! — Wer sind Sie?"

„Ihr hättet den Buhlen aus dem Hause werfen sollen und Euer Mädchen einsperren, das wäre für Euch ehrenvoll gewesen; Ihr habt den Heinrich Müller durch Euere Tochter gelockt, auf sein Vermögen speculirt, eine Liebschaft angezettelt und das Mädchen hingegeben, damit er es ausmiethet und zu Schanden machen soll. Ha!"

„Herr, wer sind Sie? Herr! das ist eine schmachvolle Lüge! Mein Kind ist sittsam, ist unter einem würdigen Schutze, ist keines Menschen Buhlerin!" —

„Ja, der Abt in Echtersen wird sie wegjagen, wenn Ihr sie nicht schnell selber heimholt!" —

„O, mein Gott!" weinte Martha händeringend — „Aennchen — Aennchen, Du bist gefallen, Du hast Deine Ehre hingegeben! O, wie ist das möglich, er ist doch ein so rechtlicher Mensch — ach, das bedeutete meine Angst! Barmherziger Gott!"

„Herr, Sie kennen Heinrich Müller?" — fragte Andreas; — „Sie wissen, wo meine Tochter ist? Dann müssen Sie auch wissen, daß wir sie nicht angeboten und preisgegeben, daß wir erst nach vielem Widerstande eingewilligt haben, als ehrbare Leute uns beistanden. Reden Sie nicht schlecht von Heinrich Müller, er ist ein ehrlicher Mann, der selbstständig thun kann, was er will."

Ein Gelächter, ebenso viel Hohn wie wilder, schmerzlicher

Zorn, erscholl aus dem Munde des Fremden. „Selbstständig? Ha! ha! — thun, was er will? Ihr könntet mich fast dauern, wenn Ihr es ehrlich meintet; aber Ihr habt die Thorheit des Menschen benutzt, um ihn an Euch zu binden und sein angebliches Vermögen zu bekommen; das Mädchen hat seine Ueberspanntheit mit Künsten der Buhlerei zu einer Liebschaft und Verlobung gereizt. Ihr seid schlau genug gewesen, die Heimlichkeit vor seinen Angehörigen zu befördern, damit erst die Schande abgekauft werde. — —"

„Herr! zum letzten Male!" rief Andreas, mit angreifender Geberde vor den Fremden sich hinstellend, obgleich seine Stimme und Arme zitterten, „machen Sie's kurz, ich muß einfahren, meine Zeit ist verstrichen; sind Sie etwa der Vater des Heinrich Müller, so hören Sie uns erst ruhig an und erfahren, wie Alles gekommen ist, erkundigen Sie sich nicht bei meinem Feinden, sondern bei guten, ehrbaren Leuten. — Aber meines Kindes Blut ist mein Blut, und ich lasse nichts Schändliches darauf kommen, weil es ebenso wenig wie ich schlecht werden kann; — darum fordere ich Achtung; wenn Sie auch ein reicher Mann sind und wir bescheidene Bergleute —"

Der Mann schien einen Augenblick zweifelhaft geworden zu sein; er sah den Bergmann forschend an und dann die schluchzende, flehend und schwerathmend zu ihm aufschauende Frau. In seiner Seele tobte aber eine ärgerliche Leidenschaft und der Zorn gewann über die momentane, ruhigere Miene wieder die Herrschaft der rauhen Natur. „Seht mich an," fuhr er fort, „und schämt Euch jeglicher Vorwände; vor mir könnt Ihr nicht Stand halten, ich bin der Vater, der Lohgerber Müller aus Königshausen, Ihr habt meinen Sohn auf dem Gewissen, aber das soll Euch schlecht bekommen."

Andreas sah ihm mit dem sittlichen Muthe der Gewissensreinheit streng in die flackernden Augen; Martha raffte sich auf, schleppte sich zu dem Manne, hing sich an dessen Arm

mit bittender Geberde und weinte: „O, Herr Müller, wir sind ja unschuldig; seien Sie doch ein gerechter Mann, hören Sie doch, wie das Alles gekommen ist. — Ihr Sohn war uns ja fremd, er hat unser Kind im Walde gefunden, ist zu uns gekommen, hat sie zum Weibe gefordert und wir haben es ihm geweigert; aber er blieb bei seinem Verlangen, obgleich wir ihn ermahnten, wir wußten ja nicht, daß er reich ist."

„Reich? Blutarm ist er, so arm, wie eine Kirchenmaus," fiel Müller ein, der jedoch eine etwas mildere Stimmung verrieth, da er die Frau anhörte und sich gefallen ließ, daß sie seinen Arm umfaßt hielt.

„Nun, dann ist's ja gleich, ob arm oder reich, wenn nur ehrlich!" sprach Martha — „O, wir hätten ja nicht unser Kind hingegeben, wenn nicht Ehre dabei gewesen wäre; fragen Sie den Professor Seiffart und den Abt Warmbold. Ihr Sohn war so hitzig in seiner Liebe, daß er keine Einrede annahm, er sprach so ehrlich und aufrichtig, hatte so gute Vorsätze, brachte uns selbst den Geistlichen, daß dieser Aennchen's Tugend schützen solle — ach, wir mußten ja Alles glauben. Sie haben ja auch ein Elternherz, Herr; wenn Ihr Sohn einmal nicht von dem Mädchen lassen will, so schämen Sie sich unserer nicht — wir wollen Ihnen ja keine Schande machen — unser Kind ist rein und gut und klug, mein Sohn kommt auf die Bergschule nach Neuwerk und ist jetzt beim Professor in der Residenz — wenn wir keine ehrlichen Leute wären, würden wir keine Gönner gefunden haben."

Andreas hatte während dieser Rede seiner Frau, die der Lohgerber mit finsterem, mitunter wehmüthigem Blicke anhörte, daneben gestanden, die arbeitsharte Hand um das Kinn gelegt und das schwere Auge gedankenvoll auf den Boden gerichtet. Jetzt riß sich Müller plötzlich von Martha's Händen los, schritt gegen das Fenster, kehrte mit grollenderer Miene zurück und sah mißtrauisch auf die Frau und den Mann.

„Herr,“ begann Andreas mit schnellem Aufblick seines bleichen Gesichtes, in welchem die natürliche Gutmüthigkeit sich in den Zug der schmerzlichsten und doch vom Gefühle der Kränkung gereizten Resignation verwandelt hatte. „Herr, ich habe nichts von Ihrem Sohne gewollt, ich will nichts von ihm, aber machen Sie mein Kind nicht unehrlich. Es hat einmal in Ehren den Liebsten in die Arme gedrückt und seine Küsse angenommen — Gott weiß, daß es in Ehren geschah — verzeihen Sie es uns, daß wir seinem Verlangen, die Liebe geheim vor seiner Familie zu halten, gefolgt sind; wir thaten es, da er majorenn ist und der Professor und Abt nichts Unehrliches darin fanden. Aber ich will nichts von ihm; was ich brauche, verdiene ich, mein Christian wird schon ohne ihn fortkommen, aber ein Mädchen, das den Liebsten aufgeben muß, ist lädirt an Ehre und Herzen; Herr, machen Sie meine Tochter nicht unglücklich, sie liebt Ihren Sohn so wahrhaftig.“

„O,“ fiel Martha ein, „wenn Sie nur einmal sähen, wie sie sich so glücklich in die Augen schauen, lieber Herr, Sie müssen ein Herz haben, Sie können nicht ohne Rührung bleiben.“

„Ich will voraussetzen, daß Ihr ehrliche, betrogene Leute seid.“ —

„Betrogen?“ rief Martha, — „o nein, Heinrich Müller betrügt nicht.“

„Hat er Euch Geld gegeben? Er verschwendete in der letzten Zeit große Summen.“

„Er hat uns kleine Geschenke gemacht,“ antwortete Andreas mit einer stolzen Ruhe; „wir haben sie mit Zwang genommen; er hat meinem Christian jährlich hundert Thaler verheißen, aber ich will jetzt nichts von ihm.“

„Auch das noch,“ rief der Lohgerber mit Aufwallung; „also auf meinen Geldbeutel giebt der Bursche Anweisungen? Was werde ich noch Alles gewahr werden! — Nun kurz und zu Ende; ich halte es für gescheidt von Euch, daß Ihr keine

Hoffnungen auf mein Geld setzt, Ihr würdet verdammt wenig kriegen. Schlagt Euch überhaupt die ganze hochfahrende Geschichte mit meiner Verwandtschaft aus dem Kopfe, Ihr seid betrogene Leute; holt Euer Mädchen von Echtersen wieder nach Hause, ehe das Amt sie Euch wieder bringt oder der Abt sie fortjagt; mit der Thorheit ist es vorbei; ich will Euch, nach Umständen und wenn Ihr gutwillig seid, ein Stück Geld für das Mädchen geben, damit ein Bergknappe Lust dazu bekommt; seht Euch aber inskünftige die Leute erst an, ehe Ihr ihren Worten traut."

„Nimmermehr, Herr," rief Andreas entrüstet; „das ist gegen meine Ehre, ich lasse mir den guten Namen meines Kindes nicht abkaufen. Erst will ich wissen, ob Herr Heinrich Müller so denkt, wie Sie, oder ob er seinem Worte treu bleiben will — will er das, so gebe ich Ihnen kurzen Bescheid, will er nicht, so habe ich mit meiner Tochter einem Ehrvergessenen geglaubt, und die Schande kommt auf seinen und Ihren Namen."

„O, er wird treu bleiben!" sprach Martha, durch ihres Mannes Entschiedenheit ermuthigt, „das weiß ich gewiß!"

Der Lohgerber grinste auf eine Weise, die mehr den eigenen, tiefen, grollenden Schmerz, als die höhnende Ueberlegenheit des Willens andeutete. Er schritt gegen den Ofen und das Fenster, sah finster auf die Vogelkäfige über der Thüre, auf das Zifferblatt der Schwarzwälder Uhr, stieß dann den Stock auf die Erde, sah die Eheleute furchtbar drohend an und rief: „So wisset denn, Ihr habt mit einem Verrückten zu thun gehabt!"

Als Andreas ihn ruhig ansah, und Martha rief: „Gott sei mit uns! Herr, treibet nicht solchen Frevel, der Himmel hört das!" fuhr Müller hitzig fort: „Ich sage Euch, mein Sohn ist toll! Er war schon toll, als er heimlich in's Gebirge entwischte; ich habe ihm schon damals einen Arzt nachgeschickt; er hat im Wahnsinn mit Eurer Tochter verkehrt, Alles, was

er that, geschah in Ueberspanntheit; jetzt ist er in Raserei ausgebrochen und gestern in's Irrenhaus gebracht. Nun wisset Ihr, was die Verlobung bedeutet; Hirngespinnste, Tollheit. Das Mädchen hat erst recht seine Ueberspanntheit gereizt und zum Ueberschnappen gebracht. Holt es so schnell wie möglich von Echtersen zurück, der Abt weiß Bescheid, wenn Ihr kommt — ich möchte selber rasend werden, wenn ich daran denke, daß Ihr durch Eure Dummheit und hochfliegenden Gelüste den Halbverrückten völlig zur Tollheit gebracht habt. Lebt wohl, haltet die Sache geheim, Euer Mädchen kriegt noch einen Mann."

Schon bei den Worten: „Ich sage Euch, mein Sohn ist toll," fuhren beide Eheleute zuckend auf und ihre Augen suchten sich ebenso erschrocken wie zweifelhaft; als aber der Lohgerber die Worte sprach: „gestern ist er in's Irrenhaus gebracht," da griff Andreas mit beiden Händen vor die Stirn, stierte den Sprecher unbeweglich an und seine Miene schien selbst irre; Martha griff in den Arm des Lohgerbers, drängte ihr Gesicht mit geweiteten Augen und geöffnetem, sprachlosen Munde nahe an das des Mannes, dessen beabsichtigte Entfernung sie verhinderte und der wilde Blicke über sie weg in die Luft richtete, als empöre sich seine eigene Natur vor dem Phantasie-Anblicke des wahnsinnigen Sohnes. Der erstarrende Schmerz der beiden Eheleute schien ihn plötzlich zu rühren. „Laßt mich, laßt mich," rief er mit einer wehmüthigen Miene und hastiger, polternder Stimme, indem er sich von den anklammernden Händen der Frau losmachen wollte, die sich, wie eine in Wahnsinn Gefallene, nur noch fester an ihn hing.

Andreas erholte sich von dem Donnerschlage, welcher in sein Haus und Leben zerschmetternd eingefahren war und ihn betäubt hatte, zuerst, er ließ die Hände von der Stirn fallen, sah seine Frau an, blickte um sich, als müsse er sich überzeugen, daß er lebe, daß es Tag sei und kein Gewitter mehr über dem Thale wüthe. — Dann griff er nach des Mannes Hand, um-

faltete sie, wie zum Gebete und sprach hohl und zitternd: „Herr, lieber Herr — reden Sie Wahrheit? O, haben Sie Erbarmen mit dem Elternherzen; haben Sie im Zorn geredet und uns nur niederschlagen wollen, wie ein Blitz, gehen Sie nicht so von uns — Sie haben uns unsäglich elend gemacht!"

Als Müller den Bergmann mit weicherem, schmerzlichen Ausdrucke ansah, wimmerte Martha: „O, o, Sie würden mit uns weinen, wenn es so wäre, wie Sie sagen; — wenn Sie Ihren Sohn lieben, dann können Sie so nicht sprechen."

„Es ist nicht meine Natur, zu klagen wie ein Weib," versetzte Müller, zwischen Schmerz und Zorn, Gefühl und Härte schwankend; „ich bin ein unglücklicher Vater, unglücklicher als Ihr; — ich hatte einen ungerathenen Sohn, der meinen Willen verhöhnte, meine Liebe mit bösem Eigensinn vergalt, der von seinen Pflichten entfloh, hier im Gebirge wie ein wildes Thier umherstrich, Euer Mädchen aufgriff, in Euer Haus eindrang, Euch im Irrsinn belog und betrog, der vergessen hatte, daß er einen Vater, eine Braut — ja, der in Verwirrung nicht wußte, was er that und schon vor sechs Wochen hätte eingesperrt werden müssen."

Andreas ließ die Hand des Mannes los, griff nach Martha und schwankte zurück; die Frau fing ihn auf und beide hielten sich stumm und starr aufrecht, Auge in Auge, Seele in Seele versenkt. Müller kämpfte mit seiner eigenen Rührung, wendete sich ab, wischte schnell die unbezwingliche Thräne aus den Augen und schritt hin und her, als suche er einen anderen Ausweg, als die Thür. Plötzlich stieß er die Thür auf, rief: „Lebt wohl!" und eilte hinaus.

Andreas und Martha fuhren aus ihrer Starrheit auf, beide stürzten ihm nach, riefen ihn an, aber er hatte schon die Hausschwelle verlassen und schritt mit Heftigkeit den Pfad des Hügels hinab auf die Straße des Ortes, wo bekannte Mühlthaler Leute gingen. Stumm schwankte das Ehepaar in die

Stube zurück; hier blieben sie stehen, betäubt und matt. Plötzlich sank Martha in die Kniee, faltete die Hände, rief: „O, mein Gott!“ und drückte das Gesicht mit den Händen in das Kissen des Ledersessels. Andreas setzte sich auf den nächsten Stuhl, senkte das Haupt, legte die zitternde Hand an das Kinn und sah finster vor sich nieder. Nach einer Weile sprach er dumpf: „Das Gewitter hat in mein Haus eingeschlagen und ich kann nicht retten — Hoffahrt kommt vor dem Falle — was werden wir noch am Christian erleben?“

Martha erhob sich von den Knieen und ließ sich in den Sessel nieder; sie weinte, als Zeichen, daß sie die erste Betäubung überwunden hatte und den Schmerz der trostlosen Lage klarer empfand; sie weinte um Aennchen, um Christian, um ihren Mann; das Frauen- und Muttergemüth dachte nicht mehr an sich selbst.

„Vater,“ begann sie nach einiger Zeit, „so kann sich kein Mensch verstellen, wie der Mann von seinem Sohne aussagte; es ist nicht so, er hat uns nur niederschlagen und einschüchtern wollen. Gewiß weiß Heinrich nichts davon; schreibe ihm flugs, daß er Aennchen schützt, ehe der hartherzige Mann Böses an unserem Kinde begeht; schreibe an den Professor oder gehe selber hinunter in die Stadt, daß Christian seine Schwester bewacht. Nein, ich kann's nicht glauben, der Heinrich war so glücklich und froh, so ehrbar und verständig, der Professor ist sein Freund, und der kennt doch die Menschen und die Welt.“ —

Andreas richtete sich auf und sah, wie ein aus dem Traume Erwachender, nach der Wanduhr. „Meine Zeit ist schon verstrichen,“ rief er aufspringend und sich mit eiligen Händen betastend, „ich muß anfahren, meine Tasche, mein Leder, o, mein Gott, es ist halb Acht.“

„Bleibe,“ rief Martha aufspringend; „Du kannst nicht anfahren, Du darfst mich nicht verlassen; ach, wäre doch Christian

hier, daß er uns helfen könnte. Wir wollen einen Boten aufbringen, daß er den Schulmeister ruft, der muß uns rathen, muß an den Professor, an Heinrich schreiben." —

„Ja, ich kann nicht anfahren, der Kopf schwindelt, ich habe noch nie eine Schichtarbeit versäumt; ich möchte mich unten in der Grube begraben."

„Andreas!" rief Martha, vom Sessel aufstehend und den Mann mit schmerzlicher Angst umfassend, „denke an Deine Kinder, an mich; sind wir nicht unschuldig an der Liebe des Heinrich?"

„Hast Du mich nicht beschwatzt, wenn ich sagte, der Junge und das Mädchen sollten beim Leder bleiben und dem Bergmannsstande Ehre machen? Die Kinder wollten hoch hinaus; Du hast Ihnen die Thorheit nicht ausgeredet, wenn ich ärgerlich war, daß sie über das Mühlthal hinauswachsen wollten. Jetzt hat uns der Himmel dafür gedemüthigt und vor dem ganzen Orte zu Schanden gemacht; o, meine Ehre, mein guter Name! Es war mir schon nicht nach dem Sinne, daß der Heinrich Müller sich mit dem Mädchen stellte, als wäre es eine Prinzessin oder Göttin, daß er keine Grenze finden konnte in seiner Hitze."

„Väterchen — ich gestehe es bei Gott, nun ich aus der ersten Betäubung etwas zum Nachdenken gekommen bin, kann ich nicht glauben, daß der Heinrich nicht mit Verstand und Wahrheit gehandelt haben soll; — der Lohgerber hat im Zorn geredet — aber ich ängstige mich um Aennchen, ich kann nicht eher ruhig werden, bis ich weiß, was ihr geschieht; lauf' zum Schulmeister, er kann uns sagen, was wir thun müssen." —

Andreas schien die Sorge um das Schicksal der entfernten Tochter im Stillen zu theilen; er griff nach seinem Hute und verließ Stube und Haus, um den Schulmeister zu holen und zugleich einen Jungen vom Puchwerke nach dem Zechhause zu schicken, der dem Gaibelaufseher melden sollte, daß er sich zu schwach fühle zur Anfahrt.

Martha sah ihm nach und gerieth in ein stilles Weinen, als sie die gebeugte, schwankende Gestalt ihres Mannes die Straße hinabgehen sah, den sie sonst um diese Zeit heiter, mit offenem Blicke gegen Himmel und Bergkuppen, die dampfende Pfeife rauchend, hinauf nach dem Zechhause wandern zu sehen gewohnt war. Die Sonne war im Sinken hinter dem Bärensteine, der noch im rothen Scheine glänzte, der Himmel hatte seine Bläue wieder erhalten, der Donner rollte nicht mehr im Nachbarthale, die Vögel flogen wieder, die Leute des Ortes standen vor der Thür und auf der Straße, um sich ihre Freude über das glücklich überstandene Unwetter und ihre Mitwissenschaft am Unfalle des Sulzer mitzutheilen. Keiner ahnte, daß ein furchtbarer Donnerschlag in das Haus am Fichtenstande gefahren war und hier Herzen mit erschütternder Gewalt getroffen hatte; Niemand achtete auf den einsamen, bleichen und ausweichenden Bergmann, der sich nach dem Schulhause am Kirchhofe fortschleppte; Keiner sah, wie Martha's weinender Blick durch das Fenster dem scheuen Wandrer nachspähte.

Aber auch im Stübchen des Bergmanns hatten die von ihrer engeren, stürmischen Welt umbrausten Eheleute nicht bemerkt, daß eine halbe Stunde nach Entfernung des Lohgerbers der Stellwagen aus Erichshal im rascheren Trabe der auf der Heimkehr flinkeren Pferde in das enge Thal eingefahren war. Als deshalb der Lehrer Dahlbusch den bleichen Jansen hatte kommen sehen und von der unvermutheten Nachricht erschreckt, sofort nach dem Rathskeller geeilt war, um den Lohgerber selbst auf das vernichtende Ereigniß anzureden, erfuhr er hier, daß der Mann bereits abgereist sei. Er begleitete dann den Jansen nach dessen Hause, tröstete und rieth, so schnell als möglich sich von der Wahrheit, dem Verhalten Heinrich Müller's und dem Schicksale Aennchen's persönlich zu überzeugen, schrieb noch denselben Abend einen Brief an den Professor und einen an den Abt in Echtersen und brachte sie selbst zu dem Postmeister,

angeblich in seinen eigenen Angelegenheiten. Andreas sollte am frühen Morgen aufbrechen, nach Erichsbal und der Station Drudenstein gehen, hier die Eisenbahn besteigen und Mittags in Königshausen eintreffen. Zum Zwecke des Unterkommens in der großen Stadt ließ er ihm noch eine Empfehlung an den Küster der Ulricikirche, den Vater der Frau Dahlbusch, zurück.

Die plötzliche und flüchtige, aber wie ein Gewitter einschlagende Erscheinung des Lohgerbers Anton Müller hatte ihre besonderen Ursachen gehabt. Am gestrigen Morgen, als der alte Müller noch auf dem Durchgange durch seine ausgedehnte Gerberei begriffen gewesen war und, in schweren Schuhen mit Holzsohlen, blauen, über die Manchesterhose gezogenen Wollstrümpfen und in seiner häuslichen, wollenen Jacke, mit der Stimme mehr als mit den hölzernen Sohlen im Hofe, auf der Waschbank am Kanale und auf den Trockenböden polterte, da er schon um halb fünf Uhr sehr verdrießlich aufgestanden war, erscholl plötzlich die kreischende Stimme der Haushälterin, welche im Hofe rief: „Herr Müller! Herr Müller!“

„Schreie Sie sich doch den Hals nicht ab,“ ertönte ziemlich spät die rauhe, grämliche Baßstimme des Lohgerbers aus einer Bodenluke — „Was giebt's denn schon wieder?“

„Ein Herr wünscht Sie zu sprechen.“

„So früh ein Herr? Donnerwetter, wer ist es denn?“

„Kommen Sie nur, der Herr scheint eilig zu sein.“

„Ei was,“ brummte Herr Müller, indem er die Luke zuwarf und eine Treppe höher stieg. „Weiß der Teufel, was die Leute von mir jetzt wollen — möchte gar Keinen mehr sprechen, das Haus zuschließen und die Gerberei den Leuten auf der Straße schenken. Wenn jeder Vagabonde jetzt, gegen Zunft- und Magistratsbeschlüsse, in der Stadt bleiben, trotzen und Lederarbeit treiben kann, dann sollten die rechtlichen Gildemeister

ihren Kram zumachen und vagabondiren gehen. So will's wol die Regierung — he?" —

Dieses Selbstgespräch war von der verdrießlichsten Laune der Welt begleitet; Müller trat mit seinen Holzsohlen stärker auf, warf und stieß die aufgehängten Felle grimmig zur Seite und schalt, daß die oberen Luken nicht offen wären. Da sich Niemand bei ihm auf dem Boden befand, so stieg er selbst höher, um Luftzug zu machen. Und im Weiterpoltern brummte er: „Ich muß dahinter kommen, wer dem Wedekind die Erlaubniß ausgewirkt hat, hier zu bleiben und mit höhnischem Trotze vor Gabers' Hause und vor meinen Fenstern vorüberzugehen; wir brauchen keine amerikanische Ausreißer und französische Bönhasen. Und nun hat er sogar die Gilde verklagt, daß sie ihm das Meisterstück aufgeben soll — und obenein den löblichen Magistrat, weil er ihn ausgewiesen hat. — Philipp, Philipp, hüte Dich — spielst Du mir den Nicodemus hinter dem Rücken, so ist es aus mit uns — aus für immer, sage ich, wenn Du auch mein Schwiegersohn bist. Der Bärens hat gesehen, daß er von dem nichtsnutzigen Professor weggefahren ist, der seine Nase wo anders hin, als in die Gewerbssachen stecken sollte — hat gesehen, daß er einen Menschen bei sich im Wagen gehabt hat, der dem Wedekind, der Beschreibung nach, wie ein fauler Apfel dem andern gleicht; — hm — wenn der Philipp durchsteckte mit dem Buben, dem Heinrich; — Donnerwetter, willst Du auf oder nicht!"

Diesen letzten, fluchenden Ausruf hatte Müller mit einem heftigen Stoße auf die sich klemmende, dem ersten Drucke der kräftigen Hand widerstehende Bodenluke begleitet, welche jetzt so gewaltsam aufsprang, daß sie laut schallend an die äußere Wand des Hauses prallte; Müller sah aus der hohen Oeffnung, gerieth aber in's Husten, spie ärgerlich und weit aus, rief ein Pfui! und heftete den verdrießlichen Blick auf den Brennereischornstein des Nachbars, der eben einen schwarzen Rauch aus-

stieß, da die Brennknechte eben geheizt zu haben schienen. Ein neuer Gedanke mischte sich in die bereits übelgelaunte Stimmung des rauhen Lohgerbers. „Den verdammten Rauch wäre ich auch los, wenn der Bube wohlgerathen und gehorsam wäre; der Bau im Vorderhause wäre schnell angegriffen und die Arbeit hätte mit diesem Schornsteine anfangen sollen. Wo steckt der Bube nun? Ist er auf seiner heimlichen Sündenfahrt weiß Gott wohin, oder im Gebirge, oder in der Stadt? Keiner hat ihn gesehen — ach! was für Unglück habe ich!“

„Aber Herr Müller!“ erscholl der Haushälterin Stimme abermals unten im Hofe — „wo bleiben Sie denn? Der Herr hat's eilig, es ist Herr Löhnike vom Magdalenenmarkte.“

„Ich komme schon!“ rief Müller hinunter, und brummte im Herabsteigen der Bodentreppe: „Soll wol wieder ausländische Büffelhäute nehmen, damit der Mann sein Geld durch meinen Creditbrief deckt, weil der böse, nichtsnutzige Thunichtgut mit der Kasse umspringt, als wäre es ein Hühnernest, wo immer frische Eier gelegt werden. Ach Gott! ja, ha! ha! Herr Jemine!“ Er sprach das gähnend, indem er das braune Käppchen auf dem Kopfe verschob, sich unwillig in den kurzgeschorenen Haaren kratzte und dann schweigend die Treppen hinabstieg. Als er durch den Hof und auf die Steinplatten der Hausdiele mit seinen Holzsohlen klappte, kam ihm die Haushälterin entgegen und sprach: „Ich habe den Herrn Löhnike hier in die beste Stube geführt; er hat schon ungeduldig auf Sie gewartet.“

„Ei was — ich muß auch Geduld haben, daß es zum Tollwerden ist,“ antwortete er grob und schritt in die Stube rechter Hand, wo einst die selige Frau und, bis zu ihrer Verheirathung, Katharinchen gewohnt hatten. „Guten Morgen, Herr Löhnike,“ redete er den feinen, ernsten, eingetrockneten und vorsichtig blickenden Mann beim Oeffnen der Thür an — „ich kann so viel Büffelhäute nicht gebrauchen, bin den Schlächter-

meistern in der Stadt auch Freundschaft im Geschäfte schuldig; schließen Sie meinem Sohne die Kasse zu, ich hebe sonst meinen Credit auf und er kann sehen, wo er Geld für seine Thorheiten kriegt."

„Entschuldigen Sie, lieber Herr Müller, daß ich so früh störe, es ist aber ein sehr dringender Fall; allerdings betrifft es Ihren Herrn Sohn; ich sehe mich genöthigt, in Ihrem und meinem Interesse einen unangenehmen Gegenstand zu verhandeln."

„Er ist auf die Reise gegangen, statt im Comptoir zu arbeiten, er giebt viel Geld für geheime Dinge aus; ja, ich habe es leider hören müssen."

„Er ist wieder in der Stadt, mein Buchhalter hat ihn schon vorgestern Abend gesehen; aber in's Comptoir ist er den ganzen gestrigen Tag nicht gekommen. Doch das ist es nicht, was mich heute zu Ihnen führt; der Zustand Ihres Herrn Sohnes kommt mir bedenklich vor."

„Ja, mehr als das; so geht es nicht länger; ich habe die Langmuth satt, er ruinirt mich und Sie."

„So ist es, wenigstens in Bezug auf mein Geschäft. Es ist mir allerdings sehr angenehm, daß Sie sich durch den Creditbrief von zwanzigtausend Thalern im Namen Ihres Sohnes an meiner Firma betheiligt haben, aber ich gestehe Ihnen offen, daß Ihr Herr Sohn auf eigene Rechnung die Geschäftskasse mit Anforderungen belastet, welche Zinsen und Gewinn-Dividende auf eine nicht kaufmännische Weise weit übersteigen."

„Machen Sie doch das Buch und die Kasse zu, ich bezahle nicht einen Pfennig."

„Erlauben Sie," fiel Herr Löhnike ein, indem er eine Brieftasche hervorzog und einen Brief nebst einzelnen Papieren herausnahm — „ich habe eine Geschäftsreise nach Hamburg gemacht, und als ich gestern Abend nach hier zurückkam, fand ich diese beiden Wechsel Ihres Herrn Sohnes vor, die derselbe auf meine Firma gezogen hatte. Der Buchhalter glaubte sich

nicht in der Lage, in Procura den Accept zu unterzeichnen — gleich darauf ist dieser Brief — —"

„Lassen Sie sehen," rief Müller hitzig, die beiden Wechsel dem Löhnike aus der Hand reißend; — „was ist das? Auf Ordre des Seidenlagers Kieppstein und Compagnie — und dieser auf Ordre von F. K. Mörlin — wer ist das?"

„Ein Juweliergeschäft auf der Erichsstraße."

„Donner und Blitz, da soll ja der Himmel d'rein schlagen! — Hier dreihundertzwanzig — da zweihundertachtzig Thaler; ist der Junge toll?"

„Mein Buchhalter fragte die beiden Wechselpräsentanten aus; der Commis des Kieppstein sagte, daß Herr Müller, Associé der Firma Löhnike und Sohn, an Seidenstoffen, Crepptüchern, Sammetmantillen und Modebändern einen großen Einkauf gehalten habe; der Gehülfe des Herrn Mörlin sagte, daß bei ihnen der Wechselbetrag in Gold- und Edelstein-Schmucksachen gekauft sei."

„Da soll das Donnerwetter d'rein schlagen! — Wo sind die Sachen? Ich muß den Jungen creditlos machen."

„Die Einkäufe liegen noch bei den beiden Verkäufern, sie sollen fest und für Versendung eingepackt werden."

„Nicht von der Stelle — he — Liese, Liese!" rief Müller, die Thür aufreißend, in den hallenden Hausflur. — „Da steht Einem ja der Verstand still — da soll ein Riegel vorgeschoben werden."

„So habe ich Ihre Ehre nicht beleidigt, daß ich den Protest meines Buchhalters in Betreff dieser Wechsel bestätigte?"

„So mußten Sie handeln, Herr; ich danke es Ihnen — Liese, rufe Sie den Hoffmann, er soll sogleich ausgehen, schnell, hurtig!" — Die Haushälterin lief mit fragender Angstmiene verscheucht in den Hof.

„Ich bitte Sie, in Allem, was Sie thuen, die Ehre und Situation meines Geschäftes zu berücksichtigen — ich kann so-

gleich die Einlagesumme nicht auszahlen, sie steckt in den Büchern."

„Sie sind ein verständiger Mann, ich habe Ihren seligen Vater recht gut gekannt; ich will ja das Geld nicht von Ihnen."

„So bitte ich Sie, diesen Brief Ihres Herrn Sohnes zu lesen, der gestern Abend eintraf, als ich eben in's Haus getreten war."

„Lesen Sie ihn vor, ich habe Funken vor den Augen. Ha! der Bube bringt mich unter die Erde! Lesen Sie, was will der Mensch?"

„Ich bin wirklich besorgt um seinen Verstand, nehmen Sie mir das nicht übel — ich bin selbst sehr wehmüthig darüber, denn ich schätze seine kaufmännische Bildung, sein gutes, heiteres Herz, seine Begeisterung für manches Gute; ich übersah seine kleinen Capricen und grillenhaften Ansichten über Naturleben und Cultur. Jetzt aber scheint in ihm eine gefährliche Wandlung vorgegangen zu sein, schon seit seiner Rückkehr aus Erichshal befand er sich in einem fortwährend aufgeregten Zustande, seine Comptoirarbeit war gleich Null, er sprach oft unverständlich, schrieb und zerriß wieder, kam bald gar nicht mehr in's Geschäft und trat, ohne mir irgend etwas zu sagen, plötzlich eine seltsame Reise an."

„Es spukt ihm was im Kopfe, aber ich will es heraustreiben; — was schreibt er da?"

Als Löhnike eben beginnen wollte, öffnete der Knecht Hoffmann die Thür, der, die Mütze in der einen Hand, noch mit Zuknöpfen des eilig übergeworfenen, langen, blauen Oberrocks beschäftigt war.

„Lauf'," rief Müller heftig, „lauf' zu dem Seidenhändler Kieppstein auf der Burgstraße, bestelle ihm, daß Alles, was mein Sohn da gekauft hätte, nicht eingepackt und weggeschickt werden sollte, ich würde erst selber kommen — er kriegte sonst keine Bezahlung, — hörst Du? Dasselbe bestelle bei dem Ju-

welier Mörlin auf der Erichsstraße; nichts verabfolgen lassen — hörst Du? Nun lauf', gaffe nicht; fort!"

„Jetzt soll der Blitz einschlagen!" rief er, mit den Holzsohlen durch das Zimmer klappernd — „jetzt ist meine Geduld zu Ende; ich will sein heimliches Nest ausstochern; der ist in Hände gerathen, die ihn ausziehen und seine Narrheit kirre machen. Lesen Sie."

Löhnike begann:

„Mein werther Herr! Der Protest des Acceptes meiner Tratten auf Sie würde mich empören, wenn ich nicht zur Zeit der glücklichste Mensch wäre, den die kleinen Handlungen engherziger Philister nicht erreichen können. Glücklich, ja überschwenglich glücklich fühle ich mich im Arm der schönen Natur, dieser Göttin des armen Lebens, das der Zwang der eigennützigen, entarteten Verhältnisse an die Fessel der Vorurtheile und eingebildeten Civilisation schmieden möchte. Ich entfliehe dieser Kette, als ein Prometheus, himmel-, sonnenwärts; ich reiße mich los von dem gemeinen Treiben des Merkurs und eile in der Ceres liebewarme Arme. Mein Entschluß ist unwiderruflich; — liefern Sie mir binnen heute und Michaelis meinen in Ihre widerlichen Häute eingelegten Creditbrief aus, ich will mir ein Paradies gründen, auf freien Bergen, in stillen Thalgründen, will im Dienste meiner Göttin Natur das Feld bebauen, mit Stieren pflügen, die Kühe melken, Blumen der Freude ziehen. — Schreiben Sie Zahlen und genießen Sie die schönere Erde im Dufte Ihrer Buenos-Ayres-Häute, ich hingegen werde Wald- und Wiesenduft auf eigenem Boden athmen und meine Tage und Gewinne nach Minuten des Glücks abzählen. Leben Sie wohl; ich erwarte mein Capital.

Heinrich Müller."

„Der Bube ist übergeschnappt!" rief Müller, die Augen

funkelnd umherrichtend, als suche er nach einem Verständniß des Briefes.

„Wenigstens scheint der alte Gedanke, Oeconom zu werden, in ihm mit einer seltsamen phantastischen Aufregung plötzlich wieder zu stürmen," — meinte Herr Löhnike. „Aber Sie werden einsehen, Herr Müller, daß die Geschäftssituation es unmöglich macht, dem Willen Ihres Sohnes zu genügen."

„Er hat keinen Willen, das Creditcapital gehört mir, ich lasse es Ihnen. Die Oeconomie will ich ihm schon austreiben; schöne Oeconomie, diese wahnsinnigen Einkäufe."

„Aber die Majorennität Ihres Sohnes — bedenken Sie das, Herr Müller."

„Ein Mensch, der solchen confusen Brief schreibt, ist nicht majorenn. Den hat ein Weibsbild toll gemacht, das sage ich Ihnen, aber ich werde dahinter kommen und ausstochern, darauf verlassen Sie sich."

„Dann wird es Sie wol nicht mehr überraschen, wenn ich Ihnen mittheile, daß mein Buchhalter auf meine Veranlassung gestern Abend in die Wohnung Ihres Sohnes ging, um mich über den seltsamen Brief aufzuklären und über seine Person zu beruhigen. Die Einkäufe betreffen die fürstliche Ausstattung einer Dame, und es ist meinem Buchhalter, der ihn in seiner Wohnung traf, wie er vor sich selbst deklamirte und heftig im Zimmer umherging, bei den leidenschaftlichen und confusen Reden zwar bange, aber doch so viel klar und einsichtlich geworden, daß eine Liebe die ganze, ohnehin sanguinische Natur Ihres Sohnes in Hochfluth getrieben hat. Er hat von seinem überschwänglichen Glücke und Frohsinn gesprochen und doch dabei so wild wie ein Verzweifelnder ausgesehen."

„Ich will zu ihm, auf der Stelle; ich danke Ihnen, Herr Löhnike; arbeiten Sie in Gottes Namen mit meinem Creditcapitale weiter; wenn Sie einmal gute Felle aus Pernambuk

haben, so lassen Sie es mich wissen — diese Wechsel behalte ich, es soll das Donnerwetter d'rein schlagen."

Löhnike ging beruhigter fort. Der Lohgerber begleitete ihn nur so weit, als ihn der Weg über die Hausdiele in die gegenüberliegende Wohnstube führte. Hier begann er sofort sich anzukleiden, die Haushälterin drang ihm Kaffee auf, aber konnte aus dem ärgerlichen Manne nichts über dessen finstere, rauhe Laune und eilige Absicht herauslocken; er antwortete kurz und grob. Nach einer halben Stunde stand er in hohen Stiefeln, schwarzem Beinkleide und langem, blauen Oberrocke, den Hut auf dem Kopfe, das spanische Rohr in der Hand, mitten im Zimmer, zum Fortgehen bereit. Er zögerte noch, denn er wußte, daß er einem heftigen, ärgerlichen Auftritte entgegenging, seine Miene war, als er auf die Thürschwelle niedersah, ebenso unglücklich, wie unheilschwanger. Er ermannte sich gewaltsam, stieß das Rohr auf den Boden und schritt fest auf die Thür zu. Sie wurde vor ihm von draußen geöffnet — der Nachbar Bärens, in Schlafrock und Hausschuhen, blickte herein und stutzte. „Was, Nachbar, was heißt das?" fragte er überrascht. — „Wißt Ihr denn?" —

„Daß mein Junge toll ist? Ja, das weiß ich," versetzte Müller barsch, „jetzt ist es Zeit, daß ich ein Ende daraus mache." —

„Ihr erschreckt mich, Nachbar, hört mich nur erst an, ich habe eine wichtige Kunde, seht diesen Brief." — Bärens drängte dabei den Gerber von der Schwelle zurück. „Ist der Heinrich denn wieder hier?" fragte er, „ich habe ihn nicht gesehen; auch der Professor, der mit ihm unter einer Decke steckt und mir nichts eingestehen mochte, als ich ihn vor mehren Tagen aushorchen wollte, ist verreist gewesen. Der Hauswirth sagte es mir gestern im Begegnen und der Alte soll mit einem jungen Burschen in Gebirgstracht wiedergekommen sein, vielleicht denselben, den unser lieber Pastor Regenpfeiffer

früher mit ihm und dem jungen Mädchen im Walde gesehen hat."

„Meinetwegen; einerlei, wer dahinter steckt — ich haue den Knoten heute auseinander," fiel Müller ein, indem er mit dem Rohrstocke durch die Luft schlug.

„Triumph, Nachbar — Triumph! Hier seht diesen Brief! — Das Geheimniß ist enthüllt, der Fuchs gefangen, das Mädchen gefunden! Hier ist ein Brief des Generalsuperintendenten, Abtes Warmbold zu Echtersen! Mein lieber Bruder Regenpfeiffer hat ihn mir vor einigen Minuten unter Discretion geschickt — Ihr erkennt, Nachbar, unser Bund hat weite und lange Arme."

Müller, der mit gesteigerter Aufmerksamkeit gehorcht hatte, griff mit derber Handbewegung nach dem von Bärens siegreich listig emporgehaltenen Briefe. „Zeigt her — hat der Bube eine Dirne ausgemiethet? Mit Peitschenhieben will ich sie vor mir herjagen, zur Warnung für alle ungerathenen Jungen. Wo ist die liederliche Dirne? Heute bin ich gerade in der rechten Stimmung, um mit Donnerwettern in die Herberge dieser Liebschaft einzuschlagen; — wo ist die Dirne? Ich will sogleich hinfahren, sie hat den Buben rein toll gemacht!"

„Fein sachte, Nachbar; wir müssen die Sache mit spitzen Fingern anfassen, wir dürfen Regenpfeiffer und den Abt nicht compromittiren. — Hört erst diese Antwort auf unseres guten Pastors klugen Brief; das Mädchen ist bei dem Abte selbst in Pension, auf ein Jahr, bis zur Hochzeit, zur Ausbildung in Haushalt und Lebensart, eines Bergmanns Tochter, hübsch, sittsam, gelehrig — he, Nachbar, was sagen wir nun?" —

Müller hatte gehorcht, war ungeduldig durch die Stube geschritten, hatte den Hut vom Kopfe auf den Tisch geworfen, da ihm die Stirn zu heiß geworden zu sein schien, und brach jetzt auf des Nachbars Frage in die heftigen Worte aus: „Und

wäre die Dirne bei einem Oberconsistorialrathe in Kost und Herberge und hätte sie allen Tugendplunder der Welt umgehängt, ich hole sie als eine gemeine Buhldirne an's Tageslicht, kühle ihr Liebesfieber mit diesem Rohre ab, fuchtele den Buben mit eigener Hand durch, rufe zur Noth die Polizei zur Hülfe, denn die Dirne und ihr Anhang haben es auf das Geld und die Verstandeslosigkeit meines Jungen abgesehen; es ist Pack, und wer das Mädchen aufnimmt für Geld und Gewinn und es vor mir geheim hält, einerlei, ob Abt oder Superintendent, der ist auch Pack, Pöbel, der gehört mit zur Rotte!" —

Bärens hatte sein schlaues Lächeln in einen feierlichen Ernst verwandelt, faltete den bereits geöffneten Brief langsam wieder zusammen und steckte ihn in die Tasche des Schlafrocks. Müller sah ihn groß und verwegen an. „Nun?" rief er, „darf ich noch nicht Alles erfahren? Steckt noch mehr dahinter? Ist die Hochzeit schon nöthig geworden? Das ist so der Dirnen Art und Speculation." —

„Nachbar, ich kann Euch nicht weiter benachrichtigen, Ihr wollt nicht allein Männer von geistlicher Würde, sondern auch mich compromittiren; erst denkt daran, daß ich die Pflicht der Discretion habe, daß Ihr mit keinem Pack zu thun habt, daß wir um etwas zu erreichen und nicht der Welt einen Scandal zu geben, mit spitzen Fingern zufühlen und mit Klugheit verfahren müssen."

„Ich habe aber Nachricht, daß mein ungerathener Bube den Verstand verloren hat, das Geld wie Heu dem Mädchen nachschmeißt, tolle Einkäufe macht, daß der Oekonomiewahnsinn in ihm von Neuem raset, daß —"

„Wollt Ihr mir folgen, Nachbar? Ich kann Euch sonst nicht rathen," fiel Bärens ein. — „Macht Ihr stadtkundigen Lärm, so ziehe ich mich ganz zurück, denn meine Tochter soll nicht in's Gerede kommen."

„So leset, macht schnell, ich muß fort, zu meinem Jungen,

ehe er noch tollere Streiche begeht. Es ist keine Zeit mehr zu verlieren, es sind alle Anzeichen da, daß er übergeschnappt ist. Da, leset diesen Brief." Er zog den von Löhnike empfangenen Brief Heinrich's hervor und hielt ihn dem Nachbar hin. Dieser griff hastig danach und las ihn mit zunehmender Unruhe. „Ja," sprach er dann, „hier ist keine Zeit zu verlieren, auch der Abt schreibt von Exaltation, lieber Himmel, was muß man erleben, das kann nur ein Geistesabwesender geschrieben haben — der Medicinalrath muß herbeigerufen werden — so hört schnell, was der Abt an Regenpfeiffer antwortete." — Er zog den Brief wieder hervor und las:

„Geliebter Herr Amtsbruder! Ihre geschätzte Anfrage setzt mich in eine nicht geringe Verlegenheit zwischen zwei Pflichten, die gleichzeitig mir obliegen und sich doch einander gegenüberstehen. Nach reiflicher Ueberlegung mit meinem Gewissen bin ich aber zu der Ueberzeugung gelangt, daß meine Pflicht als Seelsorger und die Wahrheit, die ich dem geistlichen Amtsbruder in seelsorgerischen Angelegenheiten schuldig bin, mächtiger sein sollen, als die weltlichen Pflichten gegen äußerliche Interessen der Menschen. Ich stütze mich daher auf den Paragraphen dreizehn unserer geistlichen Verordnung, wonach zum allgemeinen Besten der Seelen und zur Aufrechterhaltung sittlicher und staatlicher Zustände, ein Geistlicher selbst die als Beichtgeheimniß ihm anvertrauten Gedanken oder Thatsachen sub fide pastorali mittheilen darf. Allerdings beherbergt mein Haus in allen Ehren und unter den Bedingungen des üblichen Anstandes eine Jungfrau, welche Herr Kaufmann Heinrich Müller zu Königshausen mir in Gegenwart der Eltern derselben und des Herrn Professors Seiffart wie des Schullehrers Dahlbusch zu Mühlthal, als seine erwählte, christliche Braut vorgestellt und wobei er den Wunsch ausgesprochen hatte, daß sie, willig sich dazu verstehende

Jungfrau, Anna Jansen, einzige eheliche Tochter des Bergmanns Andreas Jansen zu Mühlthal, in meine Familie als Pensionairin aufgenommen und in ländlicher Haushaltung, Wirthschaft und geselligem Anstande ausgebildet werden möge. Er knüpfte die Bedingung der Discretion daran, erklärte sich für einen majorennen Mann, der zur Zeit mit seiner Familie in Spannung lebe, bereitete mich darauf vor, daß ich nach Jahresfrist in meiner Kirche zu Echtersen die eheliche Copulation mit seiner Braut vollziehen solle, und so fand ich in meinem geistlichen Gewissen kein weiteres Bedenken, die besagte Jungfrau mit mir von Erichshal in Begleitung meiner Ehefrau und erwachsenen Zwillingstöchter nach Echtersen zu nehmen. Sie hat sich hier als eine sittenreine, bescheidene, ungewöhnlich in ihrem seitherigen Stande gebildete, mit großen, intellectuellen Anlagen von Gott begnadigte Jungfrau bewiesen, die nicht nur ihrer seltenen Schönheit wegen, sondern auch durch Fleiß, Anmuth und Vertrauen zu den edlen Eigenschaften ihres Verlobten, die Liebe meines Hauses in vollem Maße erworben hat. Ich muß ihr dieses Zeugniß der wahrhaftigen Ueberzeugung ausstellen und Sie, werther Herr Amtsbruder, dürfen in gutem Glauben eines christlichen Werkes handeln, wenn Sie als Seelsorger der dortigen respectablen Familie Gelegenheit haben, den Herrn Vater über die Wahl seines Sohnes beruhigen und ein Verständniß einleiten zu können, das mich der Pflicht des ferneren Geheimnisses überhöbe und mir die Annehmlichkeit gewährte, mit dem Herrn Vater in eine directe Beziehung zu treten. — Kann ich demnach in Hinsicht der Ehrbarkeit eine völlige Beruhigung geben, so liegt mir doch noch ein kleines Bedenken auf dem Herzen, welches ich bei dieser Gelegenheit Ihrer geistlichen Beihülfe anvertrauen möchte. Es deucht mir, daß die Aufgeregtheit des Herrn Heinrich Müller, die mir bei seinem

Besuche in den letzten Tagen bedeutend gesteigert erschien, ebenso viel seinem etwas sanguinischen, leidenschaftlichen Temperamente, als dem Zerwürfnisse beizumessen ist, worin er mit seiner Familie lebt, und daß der Gedanke an sein Geheimniß ihn in eine Art von reizbarer Aufregung versetzt hat, die für das Glück der Liebenden störend werden könnte. Können Sie darin ausgleichend wirken, so würden Sie sich ein seelsorgerisches Verdienst erwerben. — Da ich gern über alles, was mein Amt und Haus berührt, eine actenmäßige Glaubwürdigkeit und Ordnung beobachte, so hätten Sie wol die collegialische Güte, mich das Geburtsjahr des Herrn Heinrich Müller nach Einsicht in das betreffende Kirchenbuch, wissen zu lassen, um jedes Bedenken zu zerstreuen, und mich zu vergewissern, daß ich mit einem majorennen Manne zu thun habe.

Benutzen Sie nun mein geistliches Zeugniß und die vertraulichen Andeutungen mit christlicher Liebe und suchen Sie Herrn Müller zu bewegen, das Probejahr seiner Neigung mit ruhiger Stimmung auszudauern, was gewiß für beide Herzen von Segen sein wird. Ich grüße Sie in Christo Namen mit amtsbrüderlicher Liebe als Eurer Ehrwürden treuergebener Lebrecht Warmbold.""

Müller hatte anfänglich mit Spannung, dann mit höhnischem Lächeln, endlich mit ungeduldiger Zerstreutheit zugehört; hatte sich bald niedergesetzt, den Kopf gestützt, bald heftig wieder erhoben und seinen Gang durch das Zimmer von Neuem gemacht. Als Bärens geendigt hatte, saß Müller wieder im Sessel und zeigte die Miene und Haltung eines ermatteten, unglücklichen Mannes.

„Seht Ihr nun, Nachbar," sagte Bärens, „daß hier mit spitzen Fingern angefaßt werden muß? Poltern und Jagen geht hier nicht, Heinrich ist majorenn, das Mädchen hat ein geistliches Ehrenzeugniß — es ist eine ernsthafte Sache."

„Eine Tollheit — der Junge ist unzurechnungsfähig," rief Müller aufspringend.

„Soll ich Euch rathen? Mit Gewalt ist hier nichts auszurichten."

„Sprecht, sprecht, die Liebschaft muß heute zu Ende, ich dulde kein Bergmannsmädchen in meiner Familie." —

„So hört. Auf die Eltern muß gewirkt werden, sie müssen ihre Tochter zurückrufen, dem Heinrich die Thür weisen."

„Ich fahre heute noch nach Mühlthal."

„Gemach, Nachbar — Ihr werdet dort poltern, donnerwettern, das Haus in Brand setzen; — fein listig muß man solchen Leuten kommen — Professor und Abt und Lampe müssen nichts davon gewahr werden; — was meint Ihr, wenn ich nach Mühlthal führe?"

„Erst muß ich den Jungen sehen und sprechen," fiel Müller ein, indem er den Hut aufsetzte, „Löhnike hält ihn für toll; ist er's, so soll er unter Vormundschaft, ohne Umstände und Erbarmen, dann ist die Geschichte mit einem Male aus."

„Lieber Gott, denkt Ihr denn gar nicht an die Blamage, an das Gerede?" unterbrach Bärens unwillig; „wäre er toll geworden, so müßtet Ihr das verheimlichen, ihn im Stillen curiren lassen und zu Verstande durch Liebe und Geduld bringen. Daß nur meine Marie nichts davon erfährt!"

„Ich muß fort," rief Müller, der seine Ungeduld nicht länger mäßigen konnte, „ich komme nachher zu Euch; was kann er Alles schon anrichten, während wir hier sprechen! — Kommt, kommt! —" Er schob den etwas kleinlaut gewordenen Branntweinbrenner aus der Stube, rief mit heftiger Stimme die Haushälterin, daß sie auf das Haus passen solle, und trennte sich vom Nachbar schnell und mit dem abgenöthigten Versprechen, auf der Rückkehr sofort Rapport abzustatten,

auf der Straße. Dieser sah ihm nach, strich sich verdrießlich über das Gesicht und schlüpfte in seine Hausthür.

Heinrich Müller wohnte weit vor der Stadt in der Gegend, wo die Vorstadt Riede lag; bei einem Gärtner, dessen Haus nahe am Rande eines Hölzchens, dem einzigen Waldstande in der Ebene um die Stadt, neu erbauet war, hatte er sich als Naturfreund eingemiethet. Der Lohgerber kannte die Wohnung nur aus der Beschreibung des Bärens, welcher sie im eigenen Interesse früher aufgesucht und umschlichen hatte. Müller nahm auf der nächsten Straße eine Droschke und gelangte nach einer Viertelstunde in die Gegend der Gärtnerwohnung. Das Haus stand ziemlich isolirt und war von Wein bis über das Dach bewachsen. Müller stieg in kurzer Entfernung davon aus, ließ die Droschke am Hölzchen halten und schritt mit deutlich wachsendem Ingrimme auf das Haus zu. Barsch fragte er eine alte Frau auf der Schwelle der Thür, welche hervorgetreten war, um mit ängstlicher Miene nach dem Stadtwege zu schauen und nun die haltende Droschke sowol wie den heranschreitenden Mann beobachtete, nach dem Inquilinen.

„Sind Sie vielleicht der Herr Müller, der Vater?“ fragte sie — „ist der Bote Ihnen begegnet?“

„Was für ein Bote? Ja, der Lohgerber Müller bin ich; — ist mein Sohn oben? Was wollen Sie von mir?“

„Ach, wir haben in unserer Angst vor einer halben Stunde zu Ihnen geschickt; meine Schwiegertochter weiß keinen Rath und mein Sohn ist jetzt bei ihm.“

„Angst? Was giebt es denn? Ich weiß von keinem Boten — sprecht, Alte.“

„So kommen Sie doch erst hier in die Stube — da ist meine Schwiegertochter.“ — Eine Frau kam mit erregter Miene die Treppe herab, eilte auf den Mann zu, öffnete eine Stubenthür und sprach: „Ach, Sie sind der Vater — welch' ein Un=

glück — der junge Herr ist sonderbar, treibt seit gestern Abend wunderliche Dinge, muß sich auf der Reise erkältet haben, wird gewiß das Nervenfieber bekommen, Alles, was er thut, ist Phantasie."

Müller horchte, blieb auf der Schwelle stehen und sah die furchtsame Frau herausfordernd an.

„Er ist gestern Abend, als der Buchhalter des Herrn Löhnike weggegangen war, sehr laut und ungestüm gewesen, hat gepoltert, gescholten, gesungen und gepfiffen, hat meinen Mann heraufgerufen, ihm gesagt, daß er heute ausziehen müsse, da er einen Wald gekauft habe, worin er mit einer Fee oder schönen Hexe wohnen würde, hat die Nacht im Garten zugebracht, heute früh seinen Koffer gepackt, den Feldjungen nach der Stadt gejagt, um zwei Pakete zu holen, weil er sie mitnehmen müsse; hat alle seine Papiere verbrannt, seinen Strohhut mit Eichenzweigen besteckt, einen Brief an den Professor Seiffart geschrieben und die Magd, die ihn forttragen sollte, wieder zurückgerufen, hat die Wasserflasche in die Milch gegossen — ach! er will nicht in's Bett, er phantasirt und ist gewiß sehr krank."

Müller hatte die Frau nicht lange angehört, sondern sich plötzlich, mit der Eile eines Rettenden, nach der Treppe begeben, die er mit lauten Tritten hinaufstieg, unbekümmert um die Frau, welche fortsprechend hinter ihm folgte. Er stieß auf dem Corridor der oberen Etage die erste nächste Thür auf, stürmte aber auf die zweite zu, als er in eine leere Kammer geblickt hatte. Er hörte nebenan ein gellendes Gelächter und eine begütigende Stimme; als er die zweite Thür aufstieß, mit drohender Haltung auf der Schwelle stehen blieb und die wilden Zornblicke auf den Sohn richtete, der im Sopha lag, dem vor ihm stehenden Gärtner eine grinsend lachende Miene zukehrte, aber bei des Vaters Anblicke erschrocken aufsprang, den Hut, mit Eichenzweigen besteckt, aufstülpte und den Gebirgsstock ergriff, um aus der Thür zu drängen, was der Gärtner zu ver-

hindern suchte, — da trat in die Gesichtszüge des Lohgerbers ein grimmiger Schmerz. — „Lassen Sie mich allein," rief er dem Gärtner zu — „ich habe mit meinem Sohne zu sprechen." Der Gärtner zögerte, fragte seine hinter dem Manne scheu in's Zimmer spähende Frau: „Hast Du denn nicht gesagt, wie es steht?" und wollte selbst Andeutungen machen, aber der alte Müller unterbrach ihn mit den barschen Worten: „Ich will nichts hören! Mit dem da will ich sprechen!"

Heinrich Müller warf sich mit erhitzter Miene und unruhiger Bewegung auf das Sopha zurück, stützte den Kopf und sah wie ein lauschender Jäger mit unheimlich glänzenden Augen den auf ihn niederblitzenden Vater an; der Gärtner ging langsam aus der Thür und der Lohgerber stieß sie hinter sich zu.

„Kennst Du mich?" fragte er mit einem schroffen Tone.

„Du kommst zu spät, Vater; meine Geschäfte sind abgeschlossen, ich muß sogleich fort; — hu, wie riechst Du nach Leder!"

Des alten Müllers Miene wurde schmerzlich, mitleidig; der Anblick des Sohnes schien ihn zu erschüttern. Und in der That war die Erscheinung desselben so auffallend verwandelt, wie bejammernswürdig. Die muthige, frische Gestalt, der helle, heitere Blick waren nicht sowol fieberhaft erregt, als in ein unheimliches Lauschen gerathen, als läge er auf der Lauer, um ein gefährdetes Kleinod zu bewachen; der hübsche, entschiedene Mund hatte seinen edlen, kühnen Ausdruck verloren, ein gemeines Hohnlächeln beherrschte ihn, eine gehrime Angst schien sich dahinter zu bergen; das Auge war stierend, das schwärmerische Feuer in demselben glänzend kalt und unheimlich geworden; das blonde Kraushaar, der Bart waren ungekämmt, ungewöhnlich wirr.

„Heinrich!" rief der Vater in einer Anwandlung von Rührung — „Heinrich, kehre in meine Arme zurück, ich vergesse Alles! Wie siehst Du aus, was ist Dir? Fühlst Du

Reue und Sorge? Komm, ich nehme Dich in mein Haus und Herz zurück."

„Du kennst mein überirdisches Glück nicht; ich ziehe in den Wald, lebe mit den Göttern der Erde, ein treuer Sohn der Natur, ein Priester der Freiheit."

„Junge, sprich vernünftig mit mir!" fiel der Vater ein, dessen schlichte, praktische Natur keine Empfänglichkeit für solche Antwort hatte, und dessen leicht gereizter Jähzorn, besonders heute, in seiner üblen Laune sich bereits regte, seine Backen röthete und den unfreiwilligen Ausdruck seines Schmerzes verwischte; — „keine Faselei — Du hast einen albernen Brief an Löhnike geschrieben; sieh, hier ist er; die Leute halten Dich für einen Narren; Du hast Wechsel ausgestellt, die einem verständigen Kaufmanne nicht in den Sinn kommen und deshalb mit Raison protestirt sind; Du hast Einkäufe gemacht, die davon zeugen, daß Du Dein eigner Herr nicht mehr sein kannst. — Halt!"

Mit diesem letzten Rufe unterbrach der sich selbst in Aerger redende Mann seine begonnenen Vorwürfe, denn Heinrich, welcher anfangs mit einem Lächeln der Zerstreutheit aufgehorcht, dann sich lauschend und mit dem Blicke eines Jägers, der sein Wild beschleicht, aufgerichtet und auf die Füße gestellt hatte, sprang plötzlich heran, um den Brief aus des Vaters Hand zu reißen; dieser stieß ihn zurück, ballte den Brief in seiner Hand zusammen und erhob diese drohend gegen den Sohn, welcher, vom Stoße des Vaters rückwärts schwankend, sich alsbald keck wieder aufstellte, den Hut fester drückte, den Gebirgsstock auf den Boden stieß, die Blouse, die er trug, über der Brust aufriß und rief: „Schaue hier hinein in mein Herz — Du wirst nichts darin finden, was Du verstehst — ich gehöre zu den mächtigen Geistern des Berges, die in goldenen Höhlen wohnen und über die Zauberinnen der Natur gebieten. Kehre zurück in Deine Ledergrube, verpeste nicht mein freies Reich der Wald-

düfte; ich habe einen anderen Vater gefunden! — Hi, hi, wie Du mich anglotzest, als wäre ich Dein Sohn!" — — Und ein schallendes Gelächter schmetterte so schneidend aus seiner Kehle, daß der Lohgerber sichtbar die Fassung verlor und sich an die Stirn griff. Der Schmerz über die ihm nicht mehr unklar gebliebene Geistesverwirrung seines Sohnes brachte ihn in Hitze und Verzweiflung. „O, ich unglücklicher Mann!" rief er mit heulendem Tone — „mein Sohn ist toll, die verfluchte Dirne hat ihn um den Verstand gebracht!" — Und die ganze Wucht seines rathlosen Gefühls, die volle Schwere seiner Vorstellung warf sich mit der Heftigkeit seiner rauhen, jähzornigen Natur in den überfluthenden Strom seiner Leidenschaft, als Heinrich in ein helles Gelächter ausbrach; er schlug, selbst einem Rasenden ähnlich, die Hände über dem Kopfe zusammen, packte den Sohn an beiden Schultern, schüttelte ihn mit kräftigen Armen, stierte ihn mit blitzenden Augen und dunkelrothem Gesichte an und rief schäumend: „Mensch — Bube, werde vernünftig, rüttele Deinen Verstand auf, treibe den Teufel aus! Mensch, Bube, höre, werde vernünftig, oder ich fuchtele Dich, bis Du im Kopfe klar wie Wasser geworden bist! Komm zur Besinnung, Heinrich, Junge, oder — —" Die bald schmerzlich, bald in Wuth mit verbissenen Zähnen herausgestoßenen Worte endeten mit einem schnarrenden R und einem so gewaltigen Drucke auf die Schultern des Sohnes, daß dieser nicht widerstehen konnte, sondern zusammenbrach und in das Sopha niedersank. Hier hielt ihn der Druck der kräftigen Hände fest; vergebens versuchte Heinrich sich zu erheben, er schien erschrocken und betäubt vom furchtbaren Blicke, überwältigendem Drucke und tobendem Verzweiflungsschmerze des Vaters; er stierte ihn an, wie ein blödsinniges Kind, er lächelte, wie in einem Traume, der ihn allmählich über das Schreckbild, das er vor sich sah, hinwegführte. — „Werde vernünftig!" fuhr der Vater fort, ihn von Neuem schüttelnd — „erkenne, daß Du in Raserei

gewesen bist, als Du meinem Willen trotztest, in's Gebirge liefest, einer armen Dirne Deine Pflichten und Nachgedanken opfertest, die Arbeit verließest, heimliche Reisen machtest, Geld verschwendetest, unsinnige Wechsel ausstelltest für gekaufte Waaren, die kein ehrlicher Mann Dir hätte verkaufen sollen — Alles um eine verrückte Idee, ein Mädchen, womit Du mir und allen verständigen Menschen trotzen, womit Du meinen Namen, meine Ehre verhöhnen willst; — Junge, Du kommst nicht wieder aus meinen Händen; wache auf, komm' zu Sinnen! Entweder Du folgst mir in mein Haus, oder ich mache Dich ehr- und creditlos, ich setze Dich als Wahnsinniger unter Curatel — ich — —"

Der heftige Mann kam nicht zur Vollendung aller Drohungen, die seine verzweiflungsvolle Stimmung noch hervorzutreiben im Begriffe war. Heinrich's Betäubung war einer horchenden Gespanntheit, diese einem leidenschaftlichen Widerstande gewichen; er fuhr mit solcher Kraft unter dem auf seinen Schultern lastenden Drucke der väterlichen Hände in die Höhe, daß der alte Müller zurückprallte, den Sohn bestürzt ansah, den vorhin zur Seite geworfenen Rohrstock ergriff und das fernere Beginnen seines Sohnes in der Geberde der Selbstvertheidigung abwartete. Heinrich's Anblick aber, die drohende Stellung, die sein von einer unheimlichen Aufregung durchzitterter Körper annahm, das feindlich flammende, geröthete Auge, der verächtlich lächelnde Mund, die zum Angriff bereiten, geballten Hände, die den Gebirgsstock fallen gelassen hatten, vor Allem aber seine knirschend hervorgestoßenen Worte: „Du bist mir mein Vermögen schuldig, das Du dem Nachbar, dem Bärens, heimlich gelobt hast; Du willst mich darum betrügen — ha, aber ich werde es mir holen mit der wilden Jagd; Du bist mein Vater nicht; ich bin ein freier Mann des Gebirges; in wenig Tagen führe ich meine Göttin in mein Waldschloß, und wehe Dem, der es wagt, mich daran zu hindern! Sieh, ich trage die Krone meines Reiches

auf dem Haupte," setzten den Lohgerber in eine, seinen Schmerz und die Schonung mit einem Irren vergessende, jähzornige Aufwallung; „Bube!" rief er, das spanische Rohr hebend, — „Bube, ich haue Dich nieder über Deine Rede! Ich, Dein Vater! Deine Bergmannsdirne, die Du beim Abte in Echtersen ausgemiethet hast, ist entdeckt; Du wirst sie zeitlebens nicht wiedersehen; mit Polizei wird sie ihren Eltern in Mühlthal in's Haus gebracht, das sage ich Dir, Du ehrloser Bube; bestraft soll sie werden, wie eine gemeine Buhldirne, denn sie hat Dich gelockt, ausgesogen und gegen Deinen Vater aufgehetzt — ha, Junge, fletsche die Zähne nicht gegen mich, oder — —" Er wollte den erhobenen Stock drohend über Heinrich's Kopfe schwingen, aber er kam nicht dazu.

Jener hatte anfangs den zornsprühenden Mann mit Grinsen und irrem Blick angestiert, dann aber, als der Geliebten Erwähnung geschah, deren Asyl verrathen und ihr Schicksal angedeutet wurde, sich mit beiden Händen vor die adergeschwollene Stirn gegriffen, wie ein Mensch, der sich besinnen müsse, hatte darauf mit einer plötzlich von Verzweiflung entstellten Miene und zuckenden Gliedern die Stellung eines zum Sprunge bereiten Tigers angenommen, horchend, funkelnd, lauschend, und sprang jetzt, mit dem Wuthgeschrei: „Stirb, Teufel!" dem Vater an die Kehle, in der unverkennbaren Absicht, ihn zu würgen. Der Lohgerber taumelte, aber der Zorn und die Erstickungsnoth gaben ihm die Kraft wieder, sich zur Wehr zu setzen; „Mörder meines Lebens!" schrie Heinrich, schäumend mit dem Vater ringend, doch schon war die Thür aufgestoßen und der Gärtner packte den Wüthenden, der nun überwältigt und auf das Sopha niedergeworfen wurde, wo er schnaubend, schreiend und um sich schlagend, endlich erschöpft und keuchend den Armen beider Männer unterlag. Frau und Mutter des Gärtners standen scheu und händeringend in der offenen Thür.

„Schickt zum Doctor Lampe!" rief der Vater, „nehmt

die Droschke, schnell, haltet fremde Leute ab, mein Sohn ist in Fieberraserei ausgebrochen, den Doctor — den Doctor!"

Die Frau eilte unten in das Haus und rief die Magd. Heinrich lag, von den Händen der beiden Männer gefesselt, athemlos auf dem Sopha, abwechselnd dieselben anstarrend; seine Augen hatten einen blutig rothen Glanz, seine Adern waren geschwollen, sein Mund war mit Schaum bedeckt; er stöhnte und brach zeitweise in neues Toben aus. Er wollte aufspringen und die Geliebte retten, stieß Worte der Angst, Drohung und Gewalt aus und schrie: „Aennchen, Aennchen, ich komme, ich rette Dich, wer eins Deiner Haare berührt, ist des Todes!" Der Gärtner versuchte, ihn durch milde Reden zu beruhigen, ihm klar zu machen, daß er krank sei, und die verwirrten, wilden Vorstellungen auf das Wirkliche zu lenken, aber ohne Erfolg; der Vater hielt des Sohnes Hände mit krampfhafter Kraft und sah starr, grollend, wehmüthig auf ihn nieder. Von dem vergeblichen Ringen, sich zu befreien, von der zitternden Spannung des Körpers und der Seele, von der Sturmfluth seiner Phantasie und dem Gefühle der Ueberwältigung erschlafft, verfiel der Kranke in eine ermattete Ruhe, die seltener durch ein Aufschreien und angstvolles Auffahren unterbrochen war. So verging eine furchtbare Stunde. Da rollte ein Wagen vor die Thür, Lampe eilte die Treppe herauf; die Gärtnerfrau berichtete ihm in der Eile, daß Herr Müller das Nervenfieber habe und in heftige Phantasieen ausgebrochen sei.

Als er in das Zimmer trat und Heinrich ihn erblickte, stieß dieser ein entsetzliches Geschrei aus und wollte sich losreißen, um ihm entgegenzuspringen; irres Gelächter, Drohungen, Hülfeschrei, Jammern nach der Geliebten waren die Antwort auf Lampe's erste Fragen der Bestürzung, die er an den Schwiegervater und den Kranken richtete. Ersterer sprach nichts, sondern stierte finster nieder; Lampe erfuhr nur aus Andeutungen des Tobenden und des Gärtners, was diesem Ereignisse unmittelbar

vorhergegangen war. Die ärztliche Prüfung ergab keine Zeichen eines Nervenfiebers, wie der Gärtner sich einbildete und der alte Müller gesagt hatte; Lampe schloß mehr auf eine entzündliche Reizung des Gehirns oder der Gehirnhäute und verordnete sofort kalte Kopfumschläge; er bemerkte, daß der Anblick des Vaters den Kranken in fortdauernder Aufregung erhielt und forderte einen fremden Mann als Wärter. Dieser fand sich bald in der Person des Knechtes, welcher die Milch nach der Stadt brachte und inzwischen von seiner Morgentour heimgekehrt war. Als der Kranke unter sicherer Obhut war und die kalten Umschläge applicirt wurden, die er nur unter heftigem Widerstreben erlitt, zog Lampe den Schwiegervater, der sein hartnäckiges Schweigen nur durch Seufzer, Gemurmel und vereinzelte Laute des verhaltenen Ingrimms unterbrochen hatte, aus dem Zimmer und die Gärtnerfrau öffnete die nächste Thür, in die der Arzt den finsteren Mann zwang.

„Was hast Du ihm gethan?" redete er ihn heftig an, als er die Thür hinter ihm schloß; „kläre mich auf, er ist in Tobsucht gefallen, was redet er von der Gefahr seiner Geliebten?"

„O, ich geschlagener Mann!" rief Müller, bei dem plötzlich der Schmerz die Oberhand über seine grollende Verzweiflung gewann; „das Mädchen hat ihn toll gemacht, er ist schon gestern irre gewesen, Löhnike war heute früh bei mir, sieh, diesen Brief hat er geschrieben." Lampe überflog ihn eilig und fuhr fort: „Hast Du ihn zum Aeußersten gebracht? Eine Natur, wie diese, welche schon lange in bedenklicher Aufregung war, die von lebhafter Phantasie beherrscht, durch heftige Leidenschaft zu einem Mädchen und durch die Heimlichkeit seines von Widerspruch und Verfolgung gehetzten Glückes ohnehin in die gefährlichsten Extravaganzen getrieben wurde, verlangt die schonendste Behandlung. Was hast Du gethan?"

„Ich habe ihn zur Besinnung bringen wollen, aber er

sprang mir an die Kehle und sprach unsinnige Worte. O, ich armer, hart heimgesuchter Mann!" Der Lohgerber warf sich erschöpft auf einen Stuhl und stützte den Kopf auf den Tisch.

„Hat Bärens etwa die Braut Heinrich's geängstigt? Was weißt Du von ihr? Alter, sei aufrichtig, was weißt Du von ihr?"

„Nichts, nichts," antwortete Müller, mit der Hand abwehrend. —

„Nur ein Ereigniß, das seine Liebe in Gefahr bringt, das Mädchen kränkt oder verfolgt, konnte Heinrich in diesen Zustand versetzen."

„Er war schon lange verwirrt; Du aber hast mit ihm durchgestochen, das habe ich wohl gemerkt — jetzt hilf ihm, Ihr Alle habt ihn und mich auf dem Gewissen."

„Er rief Hülfe um das Mädchen — Du hast ihn in diese Angst getrieben."

„Ich hätte vor Schmerz weinen mögen, als ich ihn sah; er reizte mich, ich gerieth in Zorn und sagte ihm, daß das Mädchen in meiner Gewalt wäre und als Verführerin bestraft werden sollte."

„O, alter Starrsinn! Willst Du denn gar nicht daran denken, daß Heinrich kein Knabe mehr ist, der nur Deinem Befehl gehorchen soll? Es ist etwas vorgefallen; hat Bärens etwa im Bunde mit Regenpfeiffer Heinrich's Wege beschlichen?"

„Frage mich nicht; hilf ihm, wenn Du kannst — das Mädchen hat ihn toll gemacht; ha, das Mädchen! Wenn ich es hier hätte, ich möchte es zermalmen mit diesen Händen!"

„Hilf Du! Rede dem Heinrich versöhnlich zu, billige seine Liebe; das Mädchen ist, wie mir glaubwürdige Leute versichern, gut, sittlich, edel, die Eltern sind ehrbare Leute; — rede als liebender Vater zu ihm, laß Dir von seinem Herzen erzählen, höre es gutwillig an, es wird seine aufgehetzte Phantasie beruhigen, seine Vorstellungen ordnen; die ungefährdete

Liebe und die Versöhnung werden seinem Seelenleben Harmonie geben, die mir schon länger in seiner Stimmung verloren schien. Laß seiner Neigung freien Lauf und sein Leben wird in ein ruhiges Ufer einlenken, die Braut wird im ungefährdeten Besitze einen wohlthätigen Einfluß auf sein Gefühl als Mann und Bürger üben. Alle seine Ideen von Oekonomie, Waldleben, Freiheit eines Wilden, Vergötterung seiner Geliebten, halte ich für Extravaganzen, in die ihn der Widerspruch und seine erregte, rathlose Phantasie bei Mangel an nützlicher Arbeit getrieben haben."

„Nun und nimmer!" rief Müller aufspringend; „lieber mag er toll bleiben, ehe ich ihm erlaube, mein Haus mit einer zugelaufenen Gebirgsdirne zu schänden."

„Bist Du der biedere, brave Mann, der das Vertrauen der Bürgerschaft genießt, Armenpfleger und Stadtverordneter ist und über anderer Leute Wohl und Wehe eine maßgebliche Stimme hat?"

Müller antwortete nur durch eine abwehrende Bewegung und schritt heftig auf und nieder.

Ehe Lampe das Wort von Neuem ergreifen konnte, erscholl ein furchtbarer Lärm; schwere Sachen wurden geworfen, es zersplitterte Glas; wilde Töne, das Scharren Kämpfender, das Hülferufen des Gärtners rief Lampe und den Schwiegervater hinaus. Die Frauen standen erschrocken auf dem Vorplatze und horchten. Als Lampe die Stubenthür von Heinrich's Wohnzimmer öffnete, hatten Gärtner und Knecht eben den Tobenden niedergeworfen und überwältigt, der schäumend am Boden lag; Staubwolken füllten die Luft; der Tisch war umgeworfen, Flasche, Wasserbecken, Gläser, Schreibzeug lagen zertrümmert am Boden, der Spiegel war gesplittert, der Knecht blutete im Gesichte. Der Gärtner berichtete, daß der Kranke plötzlich mit dem Rufe: „Aennchen, Aennchen, ich komme!" aufgesprungen sei, jeden Widerstand überwunden und mit dem

ergriffenen Stocke um sich hergeschlagen und den Ausgang durch die Thür zu erzwingen gesucht habe. Jetzt erschien er erschöpft und ließ sich auf das Sopha zurückschleppen. Lampe konnte nicht mehr in Zweifel sein, daß der schon früher bemerkte, aufgeregte Zustand seines Schwagers in Tollwuth ausgebrochen sei. Der Lohgerber stand finsterblickend, Thränen in den Augen zerdrückend, im Hintergrunde; der Gärtner forderte entschieden vom Arzte die schleunige Entfernung des Kranken in das Stadtlazareth oder Irrenhaus.

Wir wollen das unerquickliche Bild dieser Scenen nicht weiter ausmalen. Lampe sah selbst ein, daß der Tobende bei seinen wiederkehrenden Anfällen hier nicht bleiben und behandelt werden könne; Müller dachte daran, daß die Kunde nicht in der Stadt verbreitet werden solle. Man kam überein, den Unglücklichen in das eine Meile von Königshausen entfernte Irrenhaus zu transportiren. Lampe übernahm die Besorgung, fuhr in die Stadt, kam mit zwei kräftigen Wärtern des städtischen Krankenhauses und einem geschlossenen Wagen zurück und schon in der Mittagsstunde, wo die Straßen der Vorstadt weniger belebt waren, wurde Heinrich, gefesselt in die Jacke der Tobenden, aus dem glücklicherweise einsam gelegenen Gärtnerhause in den Wagen gebracht, in dem Lampe mit beiden Wärtern Platz nahm. Der alte Müller war noch längere Zeit in dem wüsten Zimmer sitzen geblieben, in finstere Gedanken versunken, Gärtner und Frau verscheuchend durch Blick und Schweigen. Endlich hatte er sich mit matter Geberde erhoben, die Papiere Heinrich's durchgesucht, aber nichts gefunden, was ihn über sein Geheimniß hätte näher aufklären können. Er verschloß die Komoden und das Zimmer, nahm die Schlüssel zu sich und schwankte, dem Gärtner Entschädigung und guten Lohn für Unterdrückung jedes Gerüchtes zusichernd, in gebeugter Haltung aus dem Hause. Die Droschke, in der er am Morgen gekommen und worin die Magd in die Stadt gefahren war, um

Lampe zu holen, war dort geblieben. Müller schleppte sich zu Fuß bis an das Thor, rief eine Droschke an und gelangte in der dritten Nachmittagsstunde in seinem Hause wieder an, wo sein ungewöhnliches Ausbleiben, das Versäumniß des Mittagsessens und sein schwermüthiges, finsteres Aussehen die Sorge der Haushälterin erregten. „Der Nachbar ist schon vier Male hier gewesen, um nach Ihrer Rückkehr zu fragen," sagte sie, „und die Frau Medicinalräthin hat geschickt, ob ihr Mann hier wäre, da er von Patienten nachgefragt würde, die seinen Besuch erwartet hätten." — Müller gab keine andere Antwort, als: „Lassen Sie mich in Ruhe!" — er war im Stillen damit zufrieden, daß seine Tochter noch nichts von dem Zustande des Bruders erfahren habe und ihn ebenfalls in Ruhe lasse, schritt in seine Stube, warf sich, den Hut auf dem Kopfe und das Rohr in der Hand behaltend, in das Sopha, schloß die Augen und blieb mit schwerer Miene unbeweglich sitzen.

Eine Viertelstunde verstrich lautlos; da klopfte es an die Thür; Bärens lauschte herein und blieb stehen, da er glaubte, daß der Nachbar eingeschlafen sei; plötzlich riß dieser die Augen auf, sah den Eingetretenen grimmig an, sprang empor und legte Hut und Stock ab.

„Aber mein Gott, Nachbar, wo seid Ihr denn geblieben? Nicht zu Tisch gekommen, und seit heute Morgen fort?"

„Ja, ja, Geschäfte, Nachbar," murmelte er, sich über das Gesicht wischend.

„Habt Ihr den Sohn gesprochen?"

„Ja, leider ist er krank, hat starkes Fieber, schon gestern Abend die Krankheit gehabt, ohne daß es Einer gewußt hat, darum der curiose Brief an Löhnike, den ich Euch zeigte."

„Mein Gott, gefährlich krank?"

„Ja, Nachbar — Ihr seht mich angegriffen; bin keine Krankheiten gewohnt — ach ja, der Mensch denkt, Gott lenkt."

„So habt Ihr über bewußte Angelegenheit —"

„Kein Wort — ich denke, Nachbar, die Geschichte mit dem Bergmannsmädchen ist vorbei. Ihr wisset, schwere Krankheiten geben oft andere Ansichten, Sünder werden fromm, Narren klug.“ —

„Ist denn Euer Schwiegersohn besorgt um ihn? Ihr erschreckt mich — schwere Krankheit, sagt Ihr?“ —

„Ja, schwer — ach! ich weiß es nicht, es soll aber Keiner zugelassen werden.“

„Das darf ich meiner Tochter nicht sagen; — lieber Gott, das sind gewiß die Folgen seiner unnützen Aufregung — er könnte so glücklich sein, so angenehm in's Leben blicken.“

„Ja, Nachbar, wenn er besser ist, wird sich Alles noch machen, dann werde ich ihn zur Nachkur in's Haus nehmen. Ich muß jetzt einmal in mein Geschäft gucken, nichts für ungut. Laßt aber Alles ruhen, was die faule Geschichte angeht, es ist jetzt nicht an der Zeit. Wer weiß, ob er leben bleibt.“

„Gott segne seine Genesung. Bei Leibe nicht, man darf einen Kranken nicht aufregen.“ —

Müller fertigte den Nachbar schnell ab, denn seine üble Laune hatte keine Lust zur weiteren Unterredung; er ging in den Hof, in das Lohhaus, auf die Waschbank, den Boden, als könne er keine Ruhe finden oder als müsse er sich im Anblicke seiner gewohnten Gegenstände erst wieder in die Wirklichkeit versetzen. Er polterte nicht, wie es sein Gebrauch war, mit den Gesellen, stieg auf einen Trockenboden, trat vor die Luke und sah weit über die Dächer der Häuser weg in die Ferne, als ob ihm der Raum zu eng geworden wäre.

Es ging in seiner Seele Manches vor; die erlebten Scenen mit dem grollenden Schmerze, dem Gefühle der Wehmuth und des Zornes wirkten in ihm nach, er hätte den Sohn beweinen und doch hassen mögen, er hätte sich selbst zornig anfahren und angreifen können, wenn er, von dem Unwillen über seine heftige Natur beschlichen, den Gedanken nicht gleich be-

zwingen konnte, daß er durch seine Drohworte gegen den Sohn und das Mädchen die schlummernden Zündstoffe des Wahnsinns zur lodernden Flamme der offenen Tobsucht angefacht habe, es drückte ihn Lampe's Vorwurf und Forderung an sein Vaterherz, es erleichterte ihn das Gefühl des Hasses und Aergers, den er auf das unbekannte Mädchen, die angeschuldete Ursache alles Unglücks häufen konnte.

In der Dämmerung erschien Lampe bei ihm. Er berichtete, daß Heinrich dem fixen Gedanken folge: seine Geliebte sei geraubt, mißhandelt, und er von feindlichen Händen gefesselt, die ihn hinderten, ihr zur Hülfe zu eilen — daß nur eine in seine Idee eingehende Beruhigung im Stande sei, seine verworrenen Vorstellungen wieder zu ordnen. Lampe berichtete ferner, daß er dieses unterwegs versucht habe, und Heinrich allmählich fügsamer geworden sei, obgleich er auch ihn für einen Feind ansehe.

„Wird er kurirt werden?“ fragte Müller — „das sage mir erst, das ist die Hauptsache.“

„Ich denke ja! Es hat schon länger in ihm gespukt, seine Aufregung und der Eigensinn seiner Lieblingsideen hatten sich bedenklich gesteigert; ein solcher Ausbruch ist oft mit einem Fieber zu vergleichen, das den Organismus gewaltsam reinigt und das Ausgerückte wieder einrenkt. Vielleicht kehrt mit seiner Besinnung auch ein klarerer Blick in das Leben und seine Verhältnisse zurück. Ich habe mich mit dem Irrenarzte, einem Universitätsfreunde verständigt; er ist gleicher guter Meinung mit mir, wird Heinrich sorgfältig behandeln und ihm seine plötzlich veränderte Lage möglichst erträglich machen. Es muß das strengste Geheimniß über den Unfall bewahrt bleiben; mag er krank, dann verreist heißen; selbst Tinchen soll es nicht anders wissen, ich habe ihr gesagt, daß ich über Land gerufen gewesen sei. Aber ich fordere als Bedingung des glücklichen Ausganges der Geistesverwirrung, daß Dein Nachbar Bärens

nicht die Thatsache erfährt; ich bitte Dich, daß Du nichts gegen das Mädchen unternimmst, dessen Aufenthalt Du nur durch den famosen Schleicher nebenan und seinen pfäffischen Verbündeten erfahren haben kannst. Aus einzelnen Aeußerungen, die Heinrich unterwegs ausstieß, erkannte ich, daß Du in sein Geheimniß eingeweihet bist."

Ohne auf diese Reden Lampe's eine besondere Aufmerksamkeit zu richten, vielmehr mit düsterem Blicke durch die Stube schreitend, unterbrach er ihn plötzlich mit der Frage: „Es hat schon lange in ihm gespukt, sagst Du; so ist er schon vor Monaten verrückt gewesen, hat mit Unzurechnungsfähigkeit gehandelt?"

„Die Grenze zwischen Vernunft und Wahnsinn in den Handlungen der Menschen ist so zart und ungewiß, daß viele Menschen noch mit klarer, logischer Vernunft zu denken und zu handeln glauben, wenn sie schon unter der Leitung des Wahnsinns stehen, der auch seine Logik hat, die wie Vernunft aussieht. Es ist allerdings ein entsetzlicher Gedanke, sich unter die Vernünftigen zu zählen und vom still beobachtenden Blicke Anderer bereits für eine Marionette des Wahnsinns gehalten zu werden."

„So meinst Du, daß die Idee, eine Oekonomie zu kaufen, seine Abneigung gegen das Leder, die Narrheit mit der wilden Natur, die Liebe zu einem Gebirgsmädchen schon in heimlichem Wahnsinn aufkamen?"

„Möglich, wenigstens erschien er mir in einer Aufregung, die auf die höchste Ueberreizung seiner Nerven schließen ließ."

„Was für ein Mann ist der Professor? Ist er vielleicht auch ein Narr und Blödsinniger, daß er den Albernheiten Heinrich's zu Gevatter steht? In seinem Aeußeren soll er danach aussehen. Zwei Verrückte machen schnell Bekanntschaft."

„Er ist ein gelehrter, ehrbarer, in der Wissenschaft berühmter Mann —"

„Der übergeschnappt ist von Gelehrtheit, ja, sonst würde er nicht von Gewerbefreiheit faseln und den Vagabonden, den Sattlergesellen, an sich ziehen, den Du ja auch protegirst — he?"

„Du möchtest mich auch wol für verrückt halten?"

„Besser, die Leute, die gegen Ordnung und Herkommen sich auflehnen, werden für Narren gehalten, als daß die bestehenden Verhältnisse dadurch gestört werden."

„Famos. Ich danke für Deine gute Meinung von mir. Ein Glück für meinen Beruf, daß nicht alle Leute so denken."

„So erkläre Dich, Du hast den Heinrich in seinen tollen Streichen begünstigt, ihm gegen mich und Bärens das Wort geredet, hast Dich, unter dem Vorwande, daß Du allein die Sache mit dem Mädchen abmachen wollest, als Schützer aufgeworfen."

„Nur um Deinen Jähzorn und die schleichende Kundschafterei des Bärens abzuwenden, damit Heinrich's nervöse Aufregung nicht in ein Gewitter ausbrechen sollte, das nun heute eingetreten ist. Du wirst mit Deinem bekannten Donnerwetter d'reingeschlagen haben."

„Ja, das Donnerwetter war reif und es blitzt noch."

„Ich frage Dich noch einmal ernsthaft, hast Du dem Mädchen, das Heinrich liebt, etwas zu Leide gethan? Was für Absichten liegen in Deiner finsteren, drohenden Miene verborgen?"

„Was schert mich die arme Dirne! Mag sie bei dem Abte zu Echtersen oder beim Teufel sein, was geht's mich an? Nein, was sage ich, nein, ich weiß nichts von ihr."

Lampe sah dem vergrillten Manne beobachtend nach, als derselbe den Hut ergriff, als wolle er sich entfernen, aber an der Thür umkehrte, den Hut auf die Fensterbank warf und hin- und herschritt; Lampe mißtraute den Absichten seines rauhen Schwiegervaters und wußte nunmehr, daß jener die Spuren des Mädchens kannte. Er wollte jeder Kränkung des

unglücklichen, in seinen schönsten Empfindungen und Hoffnungen gefährdeten Mädchens, das Seiffart ihm so achtungswürdig geschildert hatte, möglichst zuvorkommen und war entschlossen, sofort den Professor aufzusuchen, den er von seiner Reise nach Lochau zurückgekehrt zu finden hoffte. Der Abschied von seinem Schwiegervater war kurz, wenig herzlich und froh; er ermahnte ihn noch einmal, nichts im Zorne zu unternehmen, das Unglück des Sohnes ohne Nebengedanken mit väterlichem Gefühle des Mitleids an seine Seele treten zu lassen und es der Zeit anheim zu geben, wie sie die inneren und äußeren Zustände aufklären werde. Müller antwortete kurz, abfertigend, verdrießlich, mit der Hand abwehrend, durch abgebrochene Worte beschwichtigend.

Lampe, den der Zustand des Schwagers ebenso dauerte, wie der des Vaters, dessen Benehmen er für den rauhen, plumpen Ausdruck des Schmerzes hielt, der sich nicht bloßgeben wolle, schied mit einem bedrückten Herzen. Da er am Tage seine Patienten versäumt hatte, so holte er jetzt noch am Spätnachmittage und Abend die Krankenbesuche nach und der, von ihm an die Allee, die Grenze der Alt- und Erichsstadt, bestellte Wagen erwartete ihn hier bereits. Er ließ gegen die Altstadt einlenken, besuchte hier einige der nothwendigsten Patienten und fuhr dann nach der Vorstadt Riede, vor das letzte Haus am Holzgraben.

Als er die Treppe hinaufgestiegen war, trat ihm Frau Dorette Seiffart, wie sie sich nannte, auf dem Corridor entgegen, da sie vom Fenster aus den Wagen gesehen hatte. Auf des Arztes Frage nach dem Professor versetzte sie, die Thür ihres Zimmers zum Eintreten öffnend: — „Mein Bruder ist erst gestern Abend von seiner Reise heimgekehrt; er hat sich länger im Gebirge aufgehalten und heute Morgen mit einem jungen Bergmannssohne einen Gang zum Oberbergrathe Berthold gemacht, der gerade im Begriff war, im Auftrage der

Regierung ein aufgefundenes Kohlenlager, sechs Meilen von hier in der Haide zu prüfen, und meinen Bruder eingeladen hat, ihn zu begleiten. Ich erwarte ihn heute nicht mehr zurück, doch hat er mir von Ihrer lieben Bekanntschaft so viel Erfreuliches mitgetheilt, daß er Ihnen gewiß gleich nach seiner Rückkunft einen Besuch machen wird."

„Und wo ist der junge Bergmannssohn?" fragte Lampe ziemlich ungeduldig und die artige Aeußerung der Dame unerwidert lassend.

„Er ist mitgefahren."

Lampe machte eine Geberde der Unzufriedenheit und seine unruhigen Gedanken ließen ihn eben nur die nothwendigsten Rücksichten der Höflichkeit beobachten; er schützte große Eile vor, ließ die Bestellung zurück, daß er den Professor sobald als möglich sprechen müsse, deutete an, daß es im Interesse des Schwagers sei, und antwortete auf die arglose Gegenäußerung der Dame, daß Herr Heinrich Müller wol noch verreist sein müsse, da er seit etwa einer Woche nicht zum Besuch gekommen sei: „Ja, er ist nicht hier — ich empfehle mich; morgen hoffe ich Ihren Herrn Bruder zu sehen." — Er fuhr seiner Praxis nach und kam erst am späten Abend nach Hause. Seine Gattin erkannte seine Unruhe und Zerstreutheit; er schützte schwere Patienten vor, die ihm Sorge machten, begab sich dann in sein Arbeitszimmer, und ließ die Ereignisse des Tages vor seiner prüfenden und berathenden Seele vorüberziehen. — Er setzte sich an den Schreibtisch und begann einen Brief an den Abt Warmbold, worin er ihm vertraulich mittheilte, daß Müller in eine schwere Krankheit gefallen sei, daß der Abt seine Pensionairin vor jeder Kenntnißnahme des Erkrankens und namentlich vor jeglicher Einmischung fremder Personen behüten möge, damit ihr weder persönliche Beleidigung, noch Gefahr der Sicherheit drohe; er deutete an, daß Zerwürfnisse in der Familie obwalteten, der Professor dem-

nächst selbst schreiben würde und der Abt seinen übernommenen Verpflichtungen, unbekümmert um jede mögliche Einsprache, treu bleiben möge.

Er hatte den Brief im Gedanken an die finstere Verschlossenheit seines Schwiegervaters geschrieben und vollendet. Als er ihn schließen wollte, damit er morgen früh auf die Post gegeben werden könne, stiegen Zweifel über die Zweckmäßigkeit desselben in ihm auf, er wurde schwankend und machte sich selbst Einreden. Sein gutmüthiger Sinn traute dem alten Müller keine Bosheit zu, er liebte und achtete dessen Ehrbarkeit trotz der Rauhheit seiner äußeren Erscheinung und Ausdrucksweise, er fürchtete, durch diesen Brief den Schwiegervater zum Feinde zu machen, wenn er Kenntniß davon erhielt, er kannte ohnehin den Abt und dessen Verbindung zu Regenpfeiffer nicht und war nicht sicher, ob sein Brief nicht unter die Augen von Personen kommen könne, die sich nun erst auf Kundschaft legen möchten; er mißtraute dem Bärens und hatte überhaupt Bedenken, eine Vertrauenssache in ein ihm gänzlich fremdes Terrain zu legen; er trauete dem Schwager Heinrich nicht, ob derselbe in seiner excessiven Aufregung nicht in der Wahl der Pension eine Thorheit begangen habe, da sonst nicht so schnell ein Verrath des Geheimnisses hätte geschehen können. Genug, seine Bedenken stiegen so mächtig auf, daß er den Brief nicht adressirte, ihn in seinen Papieren verbarg und erst die Rücksprache mit dem Professor abzuwarten beschloß.

Auch der Lohgerber Müller hatte an diesem Abend seine besonderen Betrachtungen.

Als sein Schwiegersohn ihn verlassen hatte, überließ er sich seinem Verdrusse mit einer grollenden Stimmung gegen Jeden, der ihm Rath ertheilt hatte, denn er grollte auch mit sich selbst, daß er nicht schon früher seinen eigenen Willen durchgesetzt und den widerspenstigen Sohn unter Curatel gesetzt hätte, da er schon immer nicht ordnungsmäßig im Kopfe

gewesen wäre. Er wollte von jetzt an keine fremde Meinung mehr hören und seinen eigenen Willen geltend machen. „Besser verrückt, als ein Verschwender und ungerathener Bube, besser unter Vormundschaft zeitlebens, als mein Haus und Gewerbe beschimpfen, besser im Verstande, als in Ehre und Sitte untergehen" — so lautete der finstere Refrain in der Brüthöhle der von Groll und Zorn befangenen Seele des in seinen Hoffnungen und Wünschen getäuschten und tiefgekränkten Mannes. Er hatte keine Duldung mehr mit einem Sohne, der die Lohgerberei, die Ehre und den Stolz des Vaters verachtete, der nicht arbeiten, sondern genießen wollte und seine Ideen in Sphären schweifen ließ, die der bürgerlichen, praktischen Natur des schlichten, materiellen Mannes so fremd waren, daß er sie für Phantasiegebilde des Wahnsinns halten mußte.

Aber das Vaterherz hat dennoch, hinter dem Groll und Zorn, eine weiche, empfindliche Stelle, die niemals ganz erhärtet; wild erregt, scheinbar gehässig empört über den Sohn, floß von jener weichen Stelle, dem empfindsamen Nabelfleck der Blutgemeinschaft, ein unklarer Schmerz in seinen Groll und Zorn ein und gab ihm den Ausdruck einer verdrießlichen Wehmuth. Je mehr der finstere einsame Mann grübelte, desto mehr häufte sich der Haß seiner Seele auf dem Mädchen, das er mit einer gewissen Erleichterung als die allein Schuldige verurtheilte; sein Groll fand einen Gegenstand der Befriedigung darin, daß er sich dachte, wie die Eltern des buhlerischen Mädchens den Heinrich gelockt, seine Thorheit ausgenutzt, ihn an die Fesseln der sinnlichen Natur gebunden, eine Absicht auf das Vermögen des Erben hätten; sein Groll spann sich immer breiter in solche Vorstellungen hinein, um seinem Hasse eine ausgedehntere Grundlage zu geben.

Noch am späten Abend hatte er einen Entschluß gefaßt; er wollte selbst die Lockhöhle seines Sohnes kennen lernen und wie ein Gewitter hineinfahren — er wollte mit einem furcht-

baren Worte das Nest und alle darin ausgebrüteten Pläne zerstören, er wollte durch den Ruf: „Mein Sohn ist im Irrenhause, seine Liebe, seine Verlobung war eine That des Wahnsinns!“ mit einem Schlage der Sache ein Ende machen. — Dann, dachte er, würde sein Sohn, wenn er zur Besinnung kommen sollte, auch aus seinen wahnwitzigen Liebesträumen erwachen und, als Pflegling im Vaterhause, auch ein heimathliches Gefühl gewinnen.

Heimlich, wie er seinen Gedanken bis zum Entschlusse gefolgt war, führte er diesen auch aus. Am anderen Morgen wirthschaftete er in der Gerberei mit mürrischer Eile, kam nicht zum Vorschein, als die Haushälterin im Hofe rief, daß Nachbar Bärens ihn sprechen wolle, erklärte seiner Wirthschafterin, daß er Felle kaufen und über Land fahren müsse, verließ Mittags das Haus, stieg unterwegs in eine Droschke und erreichte den Bahnhof.

Wir wissen, wie er in einem Stellwagen aus dem wilden Jäger zu Erichshal unter dem Anzuge eines heftigen Gewitters in Mühlthal einfuhr. Das furchtbare Unwetter im Gebirgskessel bedrohte zwar, aber verschonte doch das Haus des Bergmannes Andreas Jansen, aber der Donnerschlag, der dem Zornworte des Müller entfuhr, traf das Haus mit verwirrender und zerstörender Gewalt und dröhnte noch drohend nach, als er längst wieder auf dem Wege nach Erichshal dahinrollte, um auf der Station Drudenstein zu übernachten und am frühen Morgen mit dem ersten Dampfzuge nach Königshausen heimzukehren. Keiner hier hatte eine Ahnung von dem Beginnen des Lohgerbers gehabt, auch Lampe nicht, der an diesem Tage wegen Zeitmangels, nicht am Hause des Schwiegervaters vorgefahren war.

Drittes Kapitel.

Der Versucher.

Das stattliche Bankgebäude der Residenz lag auf der Wallseite eines freien, mit Bäumen und Anlagen versehenen, aus einem ehemaligen wüsten Baufelde hervorgegangenen Platzes des neueren Stadttheiles. Während in den unteren Räumen des im römisch-modernisirten Style gebaueten Gebäudes ein geschäftiges Leben waltete, Comptoiristen hinter den breiten, vergitterten Fenstern arbeiteten und eilige Menschen unter dem Säulen-Portale ein- und ausgingen, wohnte in den oberen Etagen eine ungestörte Ruhe. Die mittleren, verschlossenen Fenster der Vorderfronte gehörten den Sälen und Sitzungslokalen an, wo die Bankverwaltung ihre Conferenzen zu halten pflegte; die Reihe Fenster aber, die seitwärts nach einem offenen Parke hinausging und größtentheils mit herabgelassenen Gemälderouleaux verschlossen war, gehörten zu der Officialwohnung des Bankdirectors, und eine besondere Thür führte von den Parkanlagen her seitwärts hinein. Nur am Ende der Seitenfaçade, von den alten Linden des höheren Stadtwalles verdunkelt und überragt, waren zwei Fenster mit aufgezogenen Rouleaux, eleganten Gardinen und Topfgewächsen, als die Zeugen eines bewohnten Zimmers bemerkbar. —

Vor etwas mehr als acht Tagen war von dieser Seitenthür aus ein Leichenzug ausgegangen; alle Bankbeamten hatten

daran Theil genommen, sonst aber waren keine Honoratioren oder Ehrenbegleiter aus der Einwohnerschaft bemerkbar gewesen, denn der verstorbene Bankdirector war erst seit einem Jahre in Königshausen angestellt gewesen und hatte ein ungeselliges, fast isolirtes Leben geführt; deshalb war auch sein Begräbniß ein theilnahmloses für die nicht dienstlich näherstehenden Einwohner gewesen. Ein jüngerer Bruder des verstorbenen Bankdirectors war aus Mainz, wo derselbe im Banquiergeschäft eine Buchhalterstelle bekleidete, aber mit dem älteren Bruder nie in einem engeren Verkehre gelebt hatte, da er demselben eine geliehene Summe schuldig geblieben und überhaupt als Lebemann mit seinem eigenen Vermögen ein leichtfertiger Wirthschafter gewesen war — zum Begräbnisse eingetroffen und erst gestern wieder abgereist.

Es war ein warmer Regentag heute gewesen, der August bereits gegen die Mitte vorgeschritten, die Sonne in einem feuerfarbigen und meergrünen Gewölk untergegangen; noch spiegelte sich der letzte Schimmer des Abendrothes mit seinen, durch die Linden sich stehlenden Lichtstrahlen in den Scheiben der Fenster, welche jenem bewohnten Zimmer angehörten. In demselben saß die jugendliche, schöne Wittwe, Frau Theodora Reimarus, geborene von Brandt, auf dem Divan und ließ, das blonde Haupt auf die Hand gestützt, die großen, weichen Augen auf den letzten Lichtfarben des Westhimmels ruhen; ihre Gestalt und Unbeweglichkeit verriethen in der Dämmerung, daß sie sich in Gedanken verloren hatte.

Die schöne, dreiundzwanzigjährige Frau befand sich in einer schweren, recht trüben Stimmung; es war aber weniger das Gefühl der Vereinsamung, des Verlustes, den sie erlitten, der Trauer, die ein Sterbefall, sogar eines Ungeliebten, durch die plötzliche, feierliche Stille und Wandlung im gewohnten Tagesleben hervorruft, als eine Verstimmung, ein Gefühl der Unzufriedenheit und Rathlosigkeit. Schon aus ihrem früheren

Benehmen beim Schlaganfalle des Gatten in Erichshal konnte ein erfahrener Menschenbeobachter schließen, daß sie keine Liebe für den älteren Mann fühlte, daß sogar die Theilnahme an seinem Schicksale durch eine Kälte und Ruhe beherrscht wurde, die darauf hindeutete, wie sie in ihrer verschlossenen Seele dem Gatten weit entfernter stand, als es das eheliche Verhältniß, der äußeren Schicklichkeitsform gemäß, gefordert hätte. Und wie hätte es auch anders sein und erwartet werden können, wenn man in ihre Vergangenheit blickt, über die wir bereits Andeutungen und Gerüchte von verschiedenem Munde gehört haben.

In Wirklichkeit war sie die einzige Tochter eines hessischen Officiers von Brandt, der außer dem Reichthume seines schönen, anmuthigen und lebensfrohen Kindes nichts weiter besaß, als seine kleine Pension und eine nicht unbedeutende Summe heimlicher Cavalierschulden, mit denen er sich immer noch in einer gewissen Reputation in denjenigen Kreisen zu halten wußte, mit denen er gerade nicht speciell verkehrte. Er war Wittwer, Lebemann, Spieler, ein Mann mit jenem sonderbaren Junkerbewußtsein, das in dem Gefühle seines Adels sich über die Pflichten des bürgerlichen Lebens hinweggesetzt dünkt und jener eingebildeten Ehre huldigt, welche der Biedermann belächelt. Die Schönheit seiner Tochter sollte ihm ein zinsentragendes Kapital werden, ihre Lebenslust und Liebenswürdigkeit verstärkten seine Hoffnung auf einen reichen Mann. Da sich in Cassel unter den vielen Anbetern, Tänzern und Bewerbern aber keiner fand, der dem, auf ein gutes Geschäft sinnenden Capitain genügte, namentlich aber, als er bemerkte, daß Theodora durch ein erwachtes Herzensgefühl zu einem armen, aber ehrlichen Officier seine eigenen speculativen Absichten gefährdete und durch eine unerwünschte Liebe seine Berechnungen zu durchkreuzen drohte, zog er plötzlich nach Mainz, verscheuchte den jungen Officier, bewachte seine Tochter mit Argusaugen, führte sie in die Gesellschaften, wo sie gesehen, bewundert und sie selbst in ihrer

Jugendneigung zerstreut wurde, und reizte auf alle mögliche Art ihre Lebenslust, um sie für seine Absichten zu ermuntern.

Theodora war in das neunzehnte Jahr getreten, eine schlanke, stolz gebauete, anmuthige Blondine; ihre Schönheit fand schnell Verehrer, ihre natürliche Vornehmheit in Blick und Bewegung hielt die geringeren Bewerber um ihre Aufmerksamkeit zurück; sie war durch die Veranstaltungen des Vaters, sie in der Welt geltend zu machen, verwöhnt, lebensfroh und genußsüchtig geworden, und schien die Erinnerung an den jungen Officier in Cassel, der Anfangs in ihren stillen Gedanken fortlebte, vergessen zu haben.

Um diese Zeit lernte sie den Banquier Reimarus in Mainz kennen, ein im Rufe großen Reichthums, aber auch einer, durch sinnliche Anforderungen gestachelten, großen Eitelkeit stehender Wittwer ohne Familie, der bereits ein Mann von grauem Haar, aber durch Toilettenkunst verjüngt, die Rolle eines Liebhabers bei der schönen Jungfrau übernahm, mit dem Capitain Freundschaft schloß, die Tochter durch kostbare Geschenke zu blenden suchte, den Glanz seines Reichthums gegen Beide ausstrahlen ließ und die jüngeren Nebenbuhler zurückdrängte. Wie er eigentlich so schnell in ein intimes Verhältniß mit dem Capitain, der seine Dürftigkeit durch alle Kunst- und Scheinmittel des Cavalierlebens zu verstecken wußte, eingetreten war, blieb zweifelhaft; das Gerücht sprach von Bekanntschaft am nächtigen Spieltische, von Darlehen und dergleichen stillen Vermittlungen. Die Stadt war eines Tages zum höchsten überrascht, nicht, daß der als Wollüstling und Genußmensch bekannte Banquier sich die schöne Capitainstochter als öffentliche Beute seiner Sinnlichkeit ausersehen, sondern daß jene stolze, strahlende, mit allen Anforderungen der Jugend ausgestattete Schönheit sich, auf jede Berechtigung ihres Herzens verzichtend, dem alten, eitlen und in seinen Jahren widerlich lüsternen Wittwer ergeben habe. — Die Verlobung des Banquiers Reimarus mit Theodora

von Brandt ging wie ein Lauffeuer durch die Stadt. Der Gerüchte, welche dieses Ereigniß erklären sollten, circulirten mehre; daß hier ein stiller Zwang mitgewirkt habe, glaubten Alle, die Mehrheit war der Meinung, daß der Banquier dem Capitain die Tochter abgekauft habe.

In Wirklichkeit war Theodora durch Zwang der Verhältnisse zu dem verzweiflungsvollen Entschlusse getrieben worden, einen durch eitle Toilettenkünste sich ihrer Jugend anpassenden, aber im Schimmer des unerschöpflichen Reichthumes glänzenden Geschäftsmann zum Gatten zu nehmen. Ihr Vater hatte für den Freund geworben, der Widerstrebenden enthüllt, wie er am Rande des Unterganges stehe, nicht mehr seinen Adel, Namen und die ehrenhafte Stellung seiner Tochter halten könne, daß sie die unabweisbare Wahl habe, dem Reichthume ihre Hand zu bieten, oder in schimpflicher Armuth sich den Blicken der Welt zu entziehen; er war gemein genug gewesen, ihr vorzustellen, wie sie den schwachen, sich im falschen Scheine der Jugend schnell erschöpfenden Mann überleben werde und dann als eine junge, reiche Wittwe über ihr Herz nach Neigung verfügen könne. — Als sie auch dann noch widerstrebend gewesen war, hatte der Vater sie mißhandelt, eingeschlossen, ihr gemeine Kleider hingeworfen, sie allen gewohnten Vergnügungen und Huldigungen entzogen, ihre Phantasie mit Schreckbildern geängstigt, wie er wegen Schulden in's Gefängniß gebracht, sie, als eine Hessin, in die Heimath transportirt und eine unaustilgbare Schande auf ihren Namen geworfen werde; er hatte, daß es Theodora hören sollte, im Nebenzimmer Scenen des fingirten Selbstmordes, des Ueberfalls von Gläubigern und ähnliche Kunstgriffe des Cavalierlebens veranstaltet und endlich auf den Knieen das Mitleid und die Opferpflicht der Kindesliebe angerufen. — Solche Schreckbilder ertrug ihr Stolz nicht; die vom Vater absichtlich geschehene Verwöhnung seines Kindes im Wohlleben, Hochmuthe, im Bedürfnisse nach Welt und Huldigung

empörte sich gegen die Vorstellung schimpflicher Armuth und Entbehrung, ihre Schönheit kam ihr zum Bewußtsein, sie forderte Rettung aus der Gefahr der Demüthigung, die Schlange des Paradieses flüsterte gleißend in ihre weibliche Seele die Lockung der Klugheit. Sie entschloß sich, der Vater umarmte sie, überschüttete sie mit Zärtlichkeit, Dank und Reizmitteln der Welt, sie reichte dem Banquier, als er sich in jugendlichem Kostüme des Bewerbers einstellte, die zitternde Hand mit gesenktem Blicke.

„Er hat sie gekauft,“ sprach die Welt; „sie ist nicht für immer für uns verloren,“ flüsterten die jungen Verehrer und Lüstlinge — „denn ein Weib, das sich verkaufen läßt, hat ihr Herz und ihre Leidenschaft einem Anderen aufgespart.“ — Man zweifelte an ihrer Sitte, Tugend und Treue und verfolgte den aufgeputzten Banquier mit zweideutigem Lächeln, als er seine schöne Braut und bald darauf die strahlende Gattin spazieren führte.

Theodora war aber nicht das gemeine Weib, wie die lüsternen Männer aus ihrer That zu schließen geneigt waren. Was sie nicht an Liebe genoß, was ihr das Herz an Leidenschaft und wahrem Gefühle schuldig blieb, das suchte sie in einer Art von Selbstbetäubung und blendender Zerstreuung zu ersetzen; sie genoß den Reichthum, den Glanz, den das offene Haus des Banquiers um sie ausgoß, sie warf sich mit einer nervös gesteigerten Lebenslust in den Strom der Gesellschaft, übersah die eifersüchtige Bewachung ihres Gatten im Bewußtsein ihrer Treue und Tugend, und die lüsternden Versucher ihrer Sitte kühlten sich endlich ab im vergeblichen Hoffen.

Nur Einer blieb auf der Fährte seiner zärtlichen Bewerbungen ein Plagegeist ihrer Ehrbarkeit: es war der jüngere Bruder ihres Gatten, ein hübscher, sinnlich heißer, seinen Leidenschaften folgender Mensch, der sich die Gattin seines Bruders ausersehen hatte, ihr die Jugend und feurige Liebe zu ersetzen,

die der eitle, in Geschäften oft versunkene und vergrillte Greis schuldig blieb; er war keck genug gewesen, ihr das so deutlich verständlich zu machen, daß sie ihn entrüstet abwies und dadurch die Begierde ihres Versuchers nicht nur vermehrte, sondern auch mit Bosheit mischte. Reimarus hielt überhaupt nichts von seinem Bruder, der sein Vermögen durchgebracht und ihn schon oft angeborgt hatte; er mußte Argwohn gegen ihn in Bezug auf die Gattin gefaßt haben, die in Gesellschaften und Bällen den Schwager nicht kränken und seine Aufmerksamkeiten und Aufforderungen zum Tanze nicht abweisen konnte; eines Tages forderte Reimarus von ihm eine größere, dargeliehene Summe wieder, es kam zu einer Scene und der Banquier verwies ihm sein Haus. In dieser Feindschaft blieben sie; der Bruder glaubte in Theodora die Ursache des Vorfalles zu finden und faßte eine rachsüchtige Empfindung gegen sie, ohne aufzuhören, sie zum Gegenstande seiner Begierde zu machen, obgleich sie viel zu stolz und auch von Natur zu verschlossen war, um ihren Gatten die Zudringlichkeiten des Schwagers zu verrathen.

Zwei Jahre war sie im Luxus des Hauses der Mittelpunkt der Gesellschaft und der Gegenstand der eifersüchtigen Verjüngung ihres Gatten gewesen, als plötzlich eine Wandlung in den Verhältnissen eintrat. Der Capitain war seither ein Schwelger mit dem Gelde seines Schwiegersohns gewesen und hatte die Zinsen des Schönheitscapitals gehörig ausgenutzt; auf einer Reise nach Homburg, wo er seinen Cavaliergewohnheiten am Spiel- und Trinktische zu leben pflegte, war er in Streit mit einem Russen gerathen, in ein Duell verwickelt und an den Folgen der erhaltenen Verwundung gestorben. Reimarus war herzlich froh, den Schmarotzer an seinem Vermögen auf eine so anständige Weise los geworden zu sein; Theodora blieb auffällig kalt bei dessen Tode, denn sie hatte längst ihren Vater still verachten gelernt. Ueberhaupt war in ihr Wesen

allmählich eine merkbare Kälte und größere Verschlossenheit getreten, die wie Stolz erschien und auch dafür gehalten wurde. Es erging ihr wie allen Weibern ihrer Art und ihres Schicksals, wenn sie im Gemüthe ein unklares Gefühl von Unbefriedigung gewahr werden, worüber sie sich aus sittlichem Stolze keine weitere Rechenschaft zu geben wagen; ein Weib, das eines ungeliebten Mannes Gattin ist, fühlt oft die Leere des Herzens, wo die Sympathie wie eine Blume verdorrte und eine heimliche, dämmernde Sehnsucht, eine Art Heimweh sich regt; das weibliche Herz bedarf der Liebe, der Entzündung zur Leidenschaft; das ist sein Beruf und wo er unerfüllt bleibt, da sucht es sich andere, allgemeinere, selbst triviale oder thörichte Gegenstände, denen es sich schwärmerisch hingiebt, oder es wird kalt, abgeschlossen, lieblos.

In Theodora begann diese Richtung mit heimlichen Merkzeichen. Sie hätte vor sich selbst erröthen können, wenn sie der Ursache dieses, sich mit Stolz bekleidenden Gefühls den rechten Namen gegeben haben würde; aber es war die mangelnde Leidenschaft und Liebe, der verglimmende Funke, den ein glückliches Herz zu dem heiligen Feuer anfacht, das Weib und Mann verschmilzt zu einem Leben der austauschenden Liebeswonne, wozu die Natur sie so verschwenderisch ausgestattet hatte.

Aber ein Zwischenfall trat ein; eines Tages sieht sich Theodora, als sie auf dem einsameren Wege des Promenaden-Parks ging, plötzlich von einem Officier begleitet; sie erblickt ihn kaum und setzt ihren Gang schneller fort; er bleibt stierend und erhitzt an ihrer Seite. Sie haben noch eine kurze Strecke bis zur lebhafteren Partie der Promenade, noch trennt sie ein Gebüsch davon; jetzt ergreift er ihre Hand und ruft: „Theodora von Brandt? Gott, ist es möglich?“ Sie erschrickt, sieht ihn an, und starrt in die Augen eines Mannes, denen sie vor drittehalb Jahren zärtliche Sympathie gelächelt hatte. Es war

der Cassel'sche Officier, der stille Freund, der ihrem Herzen gefährlich geworden, um deßwillen der Vater nach Mainz gezogen war. Einige Secunden lang wurzelt ihr Fuß am Boden, das Herz pocht, die Miene und Haltung verlieren den gewohnten Stolz, die Wangen werden roth, es glüht der leere Fleck in ihrem Herzen plötzlich auf und gießt Feuer in ihr Blut und Flammen in ihre Augen. „O, Theodora!“ seufzt der junge Mann; „Sie kennen mich noch — warum trennte uns das Schicksal?“ —

Theodora faßte sich, gewann Stolz und Haltung wieder und antwortete hastig: „Ich heiße Frau Reimarus, mein Herr, verlassen Sie mich, da, da, das ist Alles — leben Sie wohl!“ Sie drückte seine Hand mit krampfhafter Heftigkeit und ehe noch der Offizier der Betäubung, die ihr Blick, und der Empfindung ihrer Berührung, die ihre schnell zurückbebende Hand in ihm nachwirkte, Herr geworden war, hatte die schöne, schlanke Frau schon mit rauschendem Schritte den lebhafteren Weg jenseit des Gebüsches erreicht. Stürmisch kam sie nach Hause, überließ sich einer einsamen, tiefen Gedankenversenkung, raffte sich dann auf, als die Thräne sie überraschte, war schweigsam und verstimmt und zum ersten Male gegen den Gatten übel gelaunt und für seine Aufmerksamkeit unempfindlich gewesen.

Sie hatte erwartet, daß der Officier und Jugendgeliebte sie ferner meiden und einer Wiederbegegnung ausweichen werde — diese Gewißheit steigerte ihr erwachtes Gefühl der ersten Sympathie, die ihr Mädchenherz empfunden hatte, zu einer Wärme und Verehrung des Freundes, die sie als eine heilige, heimliche Liebe in sich zu bewahren und woran sie sich für die Kälte der Herzenseinsamkeit zu entschädigen gedachte. Ein Weib, das die Sitte schätzt, ist schon im Bewußtsein der unkörperlichen Seelenliebe befriedigt. Der Freund stieg in ihrer Verehrung und Gefühlsinnigkeit um so höher und würdiger ihrer Sympathie, als er ihr nicht wieder in den nächsten Tagen

begegnete; daran erkannte sie seine wahre, sittliche Liebe zu ihr, den Werth, den sie ihm beimaß, das feine Gefühl der Achtung und Liebe für sie.

Reimarus hatte scharfe Augen für die Stimmungen seiner Frau; ihr Hang zur Einsamkeit, ihre schweigsame Mißlaune, ihr kühler Ernst, alles so plötzlich vor wenigen Tagen entstanden, fiel ihm auf; er beobachtete sie, er sah einen Officier am Hause vorübergehen, nach ihren Fenstern spähen; er belauschte ihn, wie er eines Abends mit dem Bedienten redete, er forschte nach und erfuhr nichts. Eifersüchtiges Mißtrauen gegen die Treue seiner Gattin ergriff ihn, er legte sich auf die Lauer und wurde heimlicher Zeuge, wie ein Officier in Civil seine Gattin in der Theaterloge unverwandt vom Parquet aus beobachtete und sie die Loge, er das Parquet mitten in der Vorstellung verließen. Er war ihnen nachgeschlichen, aber ohne ihnen auf die Spur zu kommen, nur fand er seine Gattin erhitzt und verstimmt in ihrem Zimmer und kränkte sie durch Andeutungen, welche sie mit stolzer Miene unbeantwortet ließ. Am nächsten Tage erschien bei ihm derselbe Officier in Civil, stellte sich als Verwandter des Capitain von Brandt vor und bat, da er einige Zeit auf Urlaub in Mainz verweile, zu denen gezählt werden zu dürfen, welchen die Ehre der Gastfreundschaft zu Theil werde. Reimarus war kurz und barsch, lehnte nicht ab, sagte aber auch nicht zu, entschloß sich aber im Stillen, sein seither offenes Haus zuzumachen, den geselligen Verkehr abzubrechen, kränkte seine Gattin durch den eifersüchtigen Vorwurf des Einverständnisses mit einem verkleideten Officier der Garnison, ließ sich durch ihr geringschätzendes Schweigen zu einer jähzornigen, weiteren Verdächtigung und namentlich zu der Drohung hinreißen, daß er den Liebhabern der jungen Frau den Weg ein für allemal versperren, keine Gesellschaften mehr geben und von jetzt an ein isolirtes Leben führen wolle.

Theodora war zu stolz in ihrem Bewußtsein, um die er-

littenen Kränkungen ihrer Ehre und Tugend anders, als mit schweigender Verachtung zu erwidern und zu ertragen. Reimarus, der die Weiber früher nur in ihren Schwächen und lockeren Sitten kennen gelernt hatte, war überhaupt nicht fähig, ein sittenstolzes Weib zu begreifen und ein Wesen wie Theodora zu beurtheilen. „Sie ist ein schönes, eitles Weib;" — wenn er das zu sich sagte, verstand er darunter ein Weib wie alle, die er als ein sinnlicher Mann kennen gelernt hatte.

Er hätte übrigens nicht nöthig gehabt, sein gastfreies, offenes Haus plötzlich in ein stilles Gefängniß seiner mißtrauten Gattin zu verwandeln. Theodora hatte in demselben Grade, in welchem der Jugendfreund sich ihr zu nähern suchte und zudringlich wurde, Sympathie und Achtung für ihn verloren; sie hätte ihn als ein theures Andenken und erwärmendes Gefühl in ihrem Herzen bewahrt, wenn er ihr Verhältniß als Frau ehrenhaft gewürdigt, sich unsichtbar gemacht, ihr nur aus der Ferne ein Zeichen der Erinnerung gegeben, wenn er nicht die Absicht verrathen hätte, seine Liebe geltend zu machen und die ihrige zu mißbrauchen. Als sie vor seinen Blicken im Theater geflohen und er ihr nachgefolgt, an sie herangetreten und keck genug gewesen war, ihr zu sagen, daß er ihrem Gatten eine Visite machen und um jeden Preis den Weg zu ihrem Herzen suchen wolle, da hatte sie ihn entrüstet abgewiesen und sich in innerster Seele gekränkt gefühlt, daß er sie für so gemein und ehrlos halte, als Gattin eines Anderen mit ihm Sympathien von Angesicht zu Angesicht auszutauschen. Diese geringe Werthschätzung ihres Wesens hatte ihre Liebesregung schnell in Abscheu verwandelt. Sie war zu stolz, um ihrem Gatten dieses verständlich zu machen, aber es stimmte mit ihrem jetzigen Seelenzustande völlig überein, daß ihr Gatte allen geselligen Verkehr abbrechen, den Salon seines Hauses schließen, ein Stillleben beginnen wolle; sie hielt ihn selbst beim Worte dieser Drohung fest, half sie mit zur Wahrheit machen und

wollte einsam, still und mit ihrer eigenen Welt einer heldenmüthigen Resignation leben. Die Kränkung ihres reinen, stolzen Tugendbewußtseins hatte sie zu diesem heroischen Entschlusse getrieben, bis zum Extrem des Eigensinns wollte sie sich der starren Pflicht der Gattin eines alten Mannes opfern. Das führte allmählich zu der äußeren Kälte ihres Wesens. Sie fühlte auch, daß ihr Gatte der Ruhe bedürfe, denn er war merklich stumpf geworden und wollte es doch nicht erscheinen, er verleugnete, seiner jungen Frau gegenüber, den erschöpften, sinnlichen Mann, mochte aber vielleicht selbst seine Ermattung fühlen und in der stilleren Ruhe seines Hauses, die er plötzlich einführte, ein eigenes Bedürfniß erfüllen.

Von jetzt an lebte Theodora einsam, fast menschenscheu; Reimarus wurde immer verdrießlicher, je mehr er sein Krankheitsgefühl gewaltsam zu unterdrücken und zu verleugnen strebte. Da kam die Berufung zum Bankdirector nach Königshausen; er nahm die Stellung bereitwillig an, denn Mainz war ihm unangenehm und das große Banquiergeschäft überdrüssig geworden; vor etwa dreizehn Monaten traf er in Königshausen ein, aber er behielt sein isolirtes Leben bei, erwarb sich keine Freunde, wurde für einen Argus seiner schönen, jungen Frau gehalten, mit welcher Neugier, sinnliche Augen und Gerücht sich eine Zeit lang beschäftigten, und die allmählich bei ihrer strengen Eingezogenheit und stolzen Kälte für eine herzlose Tugend-Vestalin gehalten, dadurch aber des Interesses der Männer baar und vergessen wurde.

So kam es denn auch, daß Reimarus ohne Theilnahme der Stadtbevölkerung starb und begraben wurde. Außer dem Dienstpersonal gab Niemand der jungen Wittwe eine Condolenz zu erkennen. Aber schon nach drei Tagen sollte sie das Alleinstehen und die Hülflosigkeit ihrer Lage erfahren. Das erste Gefühl, das sie beim Scheiden ihres Mannes gehabt hatte, war eine fast betäubende Empfindung der Freiheit gewesen; ein

Aufathmen wie aus schwerem Traume, ein Erheben ihres Daseingefühls aus der plötzlich abgefallenen Fessel ihrer Jugend. Aber sie sollte dieses Gefühl nicht lange genießen. Der Bruder des Verstorbenen, gegen den sie immer Widerwillen empfunden hatte, war zur Beerdigung gekommen und in einem Gasthofe abgestiegen; er betrachtete die schöne Schwägerin mit einer frivolen Zärtlichkeit, schien ganz zu ignoriren, daß er sich in einem Trauerhause befinde, Angesichts einer schwarzgekleideten Wittwe; er gab ziemlich rücksichtslos zu verstehen, daß sie seinen Bruder nie geliebt haben könne, bewunderte ihren Heroismus, beklagte ihre Jugend, pries bis zur Unanständigkeit ihre Schönheit, behandelte sie wie ein leichtfertiges, der erhaltenen Freiheit sich freuendes, nach Entschädigung sich sehnendes Weib und forderte schon am dritten Tage nach der Beerdigung Herz und Hand von ihr.

In höchster Entrüstung wies sie ihn von sich, gab ihm mit allem Stolze ihres Wesens ihre tiefste Verachtung zu erkennen und zeigte ihm die Thür. Die gemeine Zärtlichkeit des Menschen verwandelte sich in die gemeinste Rache; er hielt ihr vor, daß sie nur auf das Vermögen seines Bruders trotze, drohte ihr, daß sie in die Armuth zurückkehren solle, aus der sie entsprossen sei, ging nach dem Gerichte und forderte als einziger Bruder des Verstorbenen die Eröffnung des Testamentes. Es war kein Testament deponirt; Reimarus, der bei Lebzeiten nichts von Krankheit und Tod hören wollte, und noch in seinen letzten Tagen an Genesung glaubte, hatte ein Vorurtheil gegen das Testament gehabt und keine gerichtliche Verfügung getroffen, Theodora hatte nie an solche Sachen gedacht, der Medicinalrath Lampe bei einem Geschäftsmann aber dergleichen vorausgesetzt. Sofort verlangte der Bruder Inventaraufnahme und Versiegelung, da er sich als Erbe geltend machen wolle; das Gericht mußte, den bestehenden Gesetzen nach, gehorchen und Theodora die entsetzliche Scene erleben, daß die Gerichtspersonen in Gegen-

wart des Erbbeansprucher in ihre Wohnung kamen, den Nachlaß durchstöberten, ein Inventar aufnahmen, und bis auf ihre nothwendigsten Wohnräume alle Zimmer versiegelten. Im Schreibtische des Verblichenen hatte man neben den Schuldscheinen des Bruders auch eine Schenkungsurkunde gefunden, worin er sein gesammtes Vermögen der Frau überwies und einen Notar in Mainz namhaft machte, die Gelder hypothekenmäßig zu verwalten, so lange die Wittwe dieses fremden Beistandes bedürfe, aber der Bruder protestirte gegen diese Schenkung als gesetzlich formlos und nicht gültig und übergab einem Advocaten das Mandat des Processes. Gestern war er noch einmal in das Boudoir Theodora's gedrungen, hatte mit übermüthiger Keckheit um deren Hand geworben, als einzige Bedingung der Zurücknahme seines Protestes, sie aber hatte ihn mit Verachtung von sich gewiesen und sich kalt abgewendet, als er mit höhnischem Grimm in die Worte ausgebrochen war: „Sie haben ja in Ihrer Schönheit ein Kapital, das bisher mein Bruder theuer verzinsete, und sie schon wieder anlegen werden; leben Sie wohl; sollten Sie sich besinnen und meine Feindschaft in Liebe verwandeln wollen, so besitzen Sie ja den Zauber dazu und wissen, wo ich zu finden bin.“

So hatte er die stolze Schönheit zwingen wollen, sich ihm zu ergeben; er war fortgegangen und noch an demselben Tage abgereist.

Theodora hatte den gestrigen Tag in einer fast gedankenlosen Betäubung zugebracht; als ihr der Gerichtsbote ein Decret brachte, worin ihr bis zur Entsiegelung tägliche Diäten zuerkannt wurden, warf sie es gleichgültig bei Seite und entließ die männliche und weibliche Dienerschaft bis auf die Zofe, Köchin und Stubenmagd. Am heutigen Tage schien sie gefaßter, wenn auch so schwer bewölkt in ihrem Gemüthe, wie der graue Himmel, welcher vom Morgen bis zum Sonnenuntergange einen feinen, gleichmäßigen Regen niedersenkt hatte.

Erst mit den rothen Abendstrahlen, die durch das zerrissene, farbenreiche Gewölk und die Lindenbäume auf die Fenster und in das dämmernde Gemach fielen, klärte sich auch Theodora's dunkle und eintönige Gemüthswelt in einzelnen hellen Punkten auf, sie begann zu reflectiren, über ihre Lage nachzudenken.

Als sie in dieser Dämmerstunde auf dem Divan saß, das blonde, vom Abendlichte berührte Haupt auf die Hand gestützt, und träumerisch in die letzten Lichtfarben des Westhimmels sah, dachte sie an ihre Rathlosigkeit und den Mangel eines männlichen, einsichtsvollen, ehrlichen Beistandes. Die Vorstellung, daß ihre jetzige Lage in der Stadt als Gerücht umlaufen und vielfältig besprochen würde, hatte sie mit so tiefer Beschämung erfüllt, daß sie sich nicht an das Fenster gewagt und eine Scheu hatte, sich irgend vor Menschen sehen zu lassen; sie hätte aus der Stadt in eine fremde Gegend, wo sie unbekannt war, fliehen und sich vor ihrem eigenen Spiegel verbergen mögen. Und doch trat aus der Demüthigung ihres Stolzes das Bedürfniß heraus, gegen die Bosheit ihres Gegners anzustreben, ihrer Ehre Genugthuung zu verschaffen, einen Rathgeber zu haben, der ihre verworrenen Vorstellungen ordne. Sie fühlte, daß sie des Trostes bedürftig sei, aber wenn sie auch auf dem Gedanken rasten blieb, den Medicinalrath Lampe rufen zu lassen, ihn um Beistand und Rath anzusprechen, so widersetzte sich doch ihr Stolz, irgend Einem aus der Stadt ihr Antlitz preiszugeben und ihm ihren Schmerz zu verrathen. Das isolirte Leben ihres Mannes machte sie ihm und sich jetzt zum Vorwurfe, denn sie empfand den Mangel einer tröstenden Freundin, eines verständigen, ehrlichen Hausfreundes. —

Die Zofe erschien mit einer Kugellampe, deren röthlicher Schleier ein weiches rosiges Licht in dem eleganten Zimmer verbreitete und Theodora's bleiche Wangen lebendiger färbte. Sie beschattete geblendet die Augen mit dem Spitzentaschentuche und kehrte sich ab.

„Befehlen Sie zu Abend Thee?“ fragte die ebenfalls schwarz gekleidete Zofe, indem sie sich anschickte, die Rouleaux niederzulassen. Als Theodora eine Geberde machte, welche die Zofe für Bejahung hielt, blickte diese ihre Herrin wehmüthig an und entfernte sich schweigend. — Theodora erhob sich, trat auf weichem Plüschteppich an einen eleganten, mit Vasen und Statuetten gezierten Schreibtisch und öffnete einen Auszug. Sie zögerte etwas, dasjenige, was sie in Gedanken hatte, hervorzuziehen; vor mehren Tagen, ehe der Gatte begraben wurde, hatte sie einen Brief empfangen, den sie damals flüchtig und gleichgültig gelesen und hier hineingeworfen hatte. Jetzt waren ihre Gedanken wieder darauf zurückgekommen und schienen weiter geeilt zu sein, als die Hand zur That machen wollte. Mit einer gewissen Ueberstürzung zog sie dennoch den Brief aus der Schublade und trat damit an das Licht zurück. Sie blieb gedankenvoll stehen, ohne ihn zu öffnen, die blauen, leidenden Augen waren träumerisch auf ihn niedergesenkt; sie sprach leise, fast unhörbar: „Ist es nicht das einzige Zeichen der Theilnahme, das ich freiwillig empfangen, bietet dieser Mann mir nicht seine Dienste an, so ich deren bedürfte? Hat er nicht mein Gefühl, meine neue Lage seltsam getroffen? Wenn ich — doch nein, nein, das ist unmöglich!“ Der alte Stolz ihrer Seele kehrte plötzlich in ihre Haltung zurück, der Blick verlor das schwimmende Suchen nach einem Phantasiebilde, sie trug schnell den Brief in sein Versteck zurück, schloß die Schublade und seufzte: „Ach, wie verlassen, wie trostlos stehe ich da!“ —

Es verstrich wol eine halbe Stunde, in welcher die einsame Wittwe sich resultatlosen Betrachtungen hingegeben hatte, als die Zofe hereintrat und mit erregter Miene die Herrin betrachtete, ehe sie zu sprechen wagte. — „Was willst Du?“ fragte diese zerstreut — „was hast Du mir zu sagen?“ fragte sie, sich emporrichtend, als sie der Zofe Erregtheit bemerkte.

„Ach, liebe Frau — ein Herr wünscht Sie zu sprechen."

„Ein Herr? Um diese Zeit, in meiner Lage? Welche Unschicklichkeit! Weise ihn ab."

„Er hat es eilig, ist fremd und muß diese Nacht wieder abreisen — Sie kennen ihn, es ist der Herr Hofrath aus Lochau."

Theodora erschrak und unwillkürlich schweifte ihr Blick nach der Schublade des Schreibtisches.

„Er bittet um Entschuldigung, daß er um diese Zeit sich bei einer Dame anmelden läßt, aber er sagt, daß er in wichtiger Angelegenheit, als ein Beschützer käme und im Interesse der Dame die Abendstunde gewählt habe."

„Hat er Dich etwa bestochen, mich zu beschwatzen?"

„O, gnädige Frau."

„Morgen, vielleicht Morgen, sag' ihm, daß ich —" sie vollendete nicht, legte die Hand an das Kinn und sah unruhig umher. Sie trat vor den Spiegel, warf einen flüchtigen Blick über sich selbst und fragte dann kleinlaut, wie in Zerstreutheit: „In eiliger Angelegenheit, sagte er? Bestelle ihm, daß mein Schicklichkeitsgefühl mir diesen Abendbesuch verbiete — morgen —"

Die Zofe ging zögernd; es schien eine blanke Münze ihre Bereitwilligkeit zur Anmeldung und ihre Zögerung zur Abwehr gefördert zu haben; vielleicht war es auch nur Mitleid mit der Herrin und der eigene Wunsch, ihr einen Beschützer zuzuführen. Theodora schritt aufgeregt über den weichen Teppich, im Vorübergehen ihr Spiegelbild fixirend, mit zerstreuter Hast und unsicherer Hand an ihrer Toilette bessernd. Plötzlich horchte sie, es eilten Tritte im Vorzimmer näher, die Thür wurde heftig geöffnet, die Zofe floh herein und rief: „Ach, gnädige Frau, der Herr läßt sich nicht abweisen — ach, da ist er schon!"

Vogelsang, in einen dunkeln, zugeknöpften Rock gekleidet,

einen Cylinderhut im Arm, die Lorgnette vor dem Auge, trat muthig ein und blieb an der Thür stehen.

„Ein Ueberfall, mein Herr,“ sprach Theodora streng und stolz, „was führt sie um diese Zeit zu mir?“ Und zur Zofe sich wendend, befahl sie: „Bleibe hier.“

Vogelsang trat heran, verbeugte sich und sprach mit der Gewandtheit des Hofmanns: „Ich hoffe Verzeihung meines ungebührlichen Eindringens in Ihr Gemach, meine Gnädige, durch den Zweck meines Kommens zu verdienen. Die Nachricht Ihres Verlustes trieb mein Gefühl unverweilt an, Ihnen mein Beileid und die sich mir unmittelbar aufdrängenden Gedanken, die Ihr Schicksal in mir hervorrief, brieflich auszudrücken; Sie werden meine Freiheit durch die aufrichtige Theilnahme entschuldigen, die ich für Sie empfinde, nachdem ich einmal in Erichshal der Zeuge des Unfalls werden mußte, der jetzt seine traurige Nachwirkung gehabt hat.“

„Ich danke Ihnen für Ihre höfliche Aufmerksamkeit.“

Vogelsang lächelte schlau unter seinem schwarzen Barte, blinzelte nach der Zofe und fuhr fort: „Ist die Mademoiselle etwa eingeweiht in die Angelegenheiten, welche die Veränderung Ihrer Lage herbeigeführt hat? Ich bemerke im Voraus, daß ich ausschließlich die Reise von Lochau hierhergemacht habe, um, so Gott will, Ihr Ritter und Retter zu werden.“

„Ich verstehe Sie nicht; meine Zofe kennt meinen Schmerz und die mir widerfahrene Gewalt; — und auch in Lochau redet man schon von mir? Etwa in den Zeitungen? O! das ist entsetzlich.“ Sie hielt das Tuch vor die Augen und trat zurück.

Der Hofrath weidete sich an der edlen, in dem schwarzen Trauerkleide feierlich schönen Gestalt, deren Alabasterweiße durch die schmucklose dunkle Toilette noch gehoben wurde. „Ich bitte, sich nicht durch die finstere Vorstellung einer öffentlichen Indiscretion zu beunruhigen, meine Gnädige; die Zeitungen schwei-

gen noch und was Zeitungen an Personen sündigen, ist von der gebildeten Welt schon verurtheilt; das Gerücht zieht schnell im Strome der Zeit vorüber — in meiner amtlichen Stellung aber wird mir Manches zugetragen, was sonst das Publikum nie oder nur in den letzten, thatsächlichen Consequenzen gewahr wird; mit einem Worte, ich weiß, was Sie bedroht, ich bin zu Ihrer Hülfe gekommen, aber unter der einzigen Bedingung, daß Niemand mein Hiersein, überhaupt meine Beihülfe, mein Interesse für Sie erfährt. Sie dürfen mir vertrauen, aber ob meine Rathschläge auch das Zeugniß Ihrer Zofe nicht zu fürchten brauchen, das, meine Gnädige, überlasse ich Ihrer Meinung, wenn Sie mich gehört haben werden, darum bitte ich, wenn es gefällig ist. —" Er machte eine höfliche Handbewegung gegen die Zofe hin.

Theodora erschien unschlüssig und blickte forschend auf den Mann; der Gedanke an ihre Rathlosigkeit und Beistandsbedürftigkeit, vielleicht die Erinnerung an ihre Stimmung vor einer halben Stunde, gaben ihr den Muth, der Zofe einen geheimen Wink der Entfernung zu geben und zum Hofrathe zu sagen: „Ich will Ihnen vertrauen, setzen Sie sich." Sie ließ sich im Divan nieder; Vogelsang näherte sich den ihm angewiesenen Sessel jenseit des ovalen Tisches.

So viel hatte das schlaue Auge Vogelsang's schnell erkannt, daß Frau Reimarus nicht mehr die stolze, abgeschlossene, kalte Schönheit war, wie vor anderthalb Monaten in Erichshal; die vestalische Grenze, die jede Annäherung, geschweige jeden Anklang des Gefühles unmöglich gemacht hatte, war enger und nachgiebiger geworden; das schöne Weib war der Fessel der Gattinpflicht, die sie als eine Resignation auf Jugend, Welt und Herz treu getragen hatte; ledig, die demüthigenden Eingriffe in ihr sicheres, stolzes Daseinsgefühl hatten sie für ein tröstendes Wort von Außen erschlossen.

Vogelsang dachte, als er sich verstohlen lächelnd auf den

Sessel niederließ, nichts anderes, als daß sein alter Glücksstern ihn auch jetzt zu rechter Zeit und auf rechtem Wege zu dem Ziele seiner Pläne geleitet habe. Er hatte sich die Introduction bei der schönen Wittwe schwieriger und ganz anders vorgestellt, sich in die zarte, gemessene Rolle eines Condolenten hineingedacht, in ihren Schmerz oder ihr Freiheitsgefühl nach Umständen hinein zu schleichen gehofft und für weitere Avancen die Elfenbeinbroche und die blonde Locke in der Tasche. Als er in vergangener Nacht von Lochau nach der nächsten Eisenbahnstation abgefahren war, hatte er keine Sylbe von den häuslichen Ereignissen gewußt, welche die junge Wittwe so plötzlich überfallen hatten; er war gegen Abend auf dem Bahnhofe in Königshausen eingetroffen, möglichst der Begegnung von Einheimischen ausweichend und das Gesicht bis an die Augen in ein Tuch versteckt, in einem unscheinbaren Gasthofe des neuen Stadttheiles abgestiegen und mit eingetretener Dunkelheit nach dem Bankgebäude gegangen. Der Anblick seiner Vaterstadt machte keinen Eindruck auf ihn, rief auch keine Erinnerungen hervor, denn theils war es nicht das erste Mal, daß er incognito als diplomatischer Passant diese Stadt berührte, theils hatte er heute nur den Gedanken an seine Rolle, die er zu spielen vorhatte. Die Zofe erkannte ihn wieder, ein Thalerstück und eine Ansprache an ihr Mitleid machten sie zu seinem Werkzeuge; er hatte die schlimmste Arbeit seines Planes, die abendliche Vorlassung bei der stolzen Frau, gethan, leichter als er geglaubt hatte, jetzt vertraute er seinem Glücke und seiner diplomatischen Gewandtheit. Im Eisenbahnwagen der letzten Station aber hatte sich sein Glücksdämon in Gestalt eines jungen Advokaten zu ihm gesetzt, der einen Termin in dem Stationsdorfe abgehalten hatte und mit einem Auditor des Amtes nach der Residenz zurückzufahren im Begriffe war. Es ist eine Erfahrungssache, daß zwei Juristen keine Viertelstunde zusammensitzen können, ohne über gerichtliche, gesetzliche, politische, überhaupt

rechtskundige praktische Fälle zu sprechen. Beide kamen denn auch sofort auf den in der Stadt Aufsehen erregenden Protest eines Bruders des verstorbenen Bankdirectors; Vogelsang horchte, scheinbar den Müden spielend, nach dem Thatsächlichen, und ein Disput beider Juristen, von denen der Auditor die Gesetze, der Anwalt das allgemeine Recht vertheidigte, gewährten dem Horcher eine schnelle Einsicht in die Sachlage. Der junge Advokat erklärte, daß er, um die Gunst der schönen, stolzen, von den Weibern der Stadt mit neidisch-feindseligen Augen angesehenen Frau Reimarus zu verdienen, wol Lust hätte, ihr Anwalt zu werden, da bei rechtem Angriff der Sache ihr das ganze Vermögen, das auf mehr als zweihunderttausend Thaler geschätzt sei, bleiben müsse, indem die Schenkung einmal vorhanden, und nur ein Zeuge zu suchen sei, der den Willen des Gebers, die geschehene Schenkung bei Lebzeiten und das schon vor dem Tode des Mannes bestehende Besitzrecht der Frau eidlich constatire. Auf die Einwürfe des Auditors demonstrirte der junge, streitlustige Advokat alle Gründe und Rechtsmittel für seine Ansicht, und Vogelsang hielt, unter der Maske gänzlicher Theilnahmlosigkeit, eine Lection ab, die ihm von unberechenbarem Nutzen war und seinen eigenen Verstand reizte, weiter darüber nachzudenken.

So gerüstet war er, seine Einführungsrolle schnell modificirend, bei Frau Reimarus eingetreten.

Ueber Eins mußte er sich aber noch vergewissern, ehe er sich freier bewegen konnte; er mußte erst erfahren, was die Frau von seiner Scheidungsangelegenheit wisse und wie sie darüber denke. Daß sie ihn empfangen hatte, ihm vertrauen wollte, war ihm schon ein günstiges Zeichen.

„Meine Gnädige,“ begann er, als sich Beide gegenüber saßen — „wie wandelbar ist doch das Schicksal der Menschen! Ich kann, wenn ich Sie anblicke, die Vorstellung nicht verdrängen, die mir Ihre werthe Erscheinung zuerst in Erichshal vor

die Augen führte. Ich habe in den Wochen, die seitdem verstrichen, immer an Sie denken müssen, da es mir wie eine unerklärliche Ahnung vorschwebte, daß ich noch einmal auf Ihr Leben einen persönlichen Einfluß haben sollte. Zufälligkeiten sind oft Fügungen der Vorsehung, Begegnungen, selbst wenn sie die Larve der Gleichgültigkeit tragen, oft Leitungen an der Hand unseres Genius. Ein solches Gefühl nahm ich von Erichshal mit mir; — sagen Sie, geehrte Frau, sind Sie in der Zeit durch nichts, durch gar nichts an mich erinnert worden?"

„Was soll ich Ihnen darauf antworten? Gehört das mit zu der Hülfe, die Sie mir anbieten?"

„In gewissen Dingen bin ich Fatalist, selbst Mystiker; Sie haben wol keine Zeitungen gelesen während der letzten Zeit?"

„Gar nicht — ich war nicht in der Stimmung, aber wozu?"

„Gut, ich dachte nur daran, daß ich nicht nöthig hätte, Ihnen zu sagen, wer ich bin. Wir kennen uns nur oberflächlich, Ihr Vertrauen, das Sie mir schenken, verdanke ich daher meiner Person und nicht meiner Stellung zu einem edlen Fürsten, dessen vollstes Zutrauen ich selbst in den schwierigsten Angelegenheiten besitze." — Vogelsang war nun gewiß, daß die Frau in ihrer isolirten Lage nichts von dem Proteste des Professors und den hämischen Bemerkungen der officiellen Zeitung erfahren hatte, und blickte dreister in die weichen, beobachtenden Augen der schönen, leidenden Wittwe.

„Ich halte Sie für einen Ehrenmann," sprach diese etwas verlegen, da sie nicht recht begriff, was der Hofrath sagen wollte; „ich erinnere mich nicht, die Theilnahme, die Sie mir durch Ihren Condolenzbrief und nun durch Ihre thatsächliche Bereitwilligkeit zum Beistande beweisen, irgend um Sie verdient zu haben; ja, mein Herr, ich glaube sogar, die Hülfe, welche Sie meinem Gemahl bei seinem Unfalle in Erichshal leisteten,

mit einer scheinbaren Undankbarkeit erwidert zu haben, die der Ausdruck meiner Verwirrung und Rathlosigkeit war."

„O, meine theure Frau, quälen Sie Ihr edles Gefühl des Stolzes nicht, den ich nie an Ihnen vermissen möchte, mit solcher Entschuldigung. Ich glaube Menschenkenner zu sein, ich blickte zwar nur von Ferne in ihr Gattinleben, aber ich erkannte die wunde Stelle, ich empfand ein unwiderstehliches Interesse für Sie, das mich vielleicht damals und auch jetzt zudringlich erscheinen ließ. Vertrauen gegen Vertrauen, gnädige Frau; Sie waren nicht glücklich!"

Theodora richtete sich bestürzt höher und schien sich erheben zu wollen; Vogelsang sprang auf, ergriff mit vielem Anstand ihre Hand, zwang sie sanft in den Divan zurück und nahm wieder auf seinem Sessel Platz, indem er sprach: „Ich verstehe, lassen Sie uns über die Sache sprechen. Ich will und werde Ihnen helfen, damit Ihr zu der Freude dieser Welt berechtigtes Leben von jeder Beeinträchtigung der Freiheit Ihres Willens und des Eigenthums ungefährdet bleibe. Ich thue es aus dem Interesse, das Sie mir, vielleicht gegen Ihre Wünsche, eingeflößt haben; ich folge meiner Natur, dem mystischen Zuge meiner Handlungen. Vielleicht sind wir Beide Kinder des Glücks; ja, ja, zur Sache, meine Werthe, ein Freund in der Noth ist besser als tausend Schmeichler im Glücke. Ich kann es Ihnen nicht vorenthalten und muß Ihr Gemüth durch die indiscrete Mittheilung bewegen, daß ein isolirtes Dasein nur Feinde ohne Schuld erzeugt, als wollte gleichsam der Esprit du corps der Gesellschaft sich an dem Abtrünnigen rächen. Ihr Gemahl that nicht gut, sich und Sie zu isoliren; er dachte nicht daran, daß er die Sympathie von sich stieß. Das waren die Gefühle, die ich in Erichshal aus Ihrer Begegnung schöpfte, die mich leider vergeblich eine Anknüpfung versuchen ließen, die mich jetzt hierher führen."

Er mußte eine Saite in Theodora's Stimmung getroffen

haben, welche in's Mitklingen gerathen war. Ihre Miene wurde weniger vom Willen der Selbstbeherrschung in der Fassung des verschlossenen Gefühls gehalten, sie seufzte und sprach: „Sie haben das Richtige getroffen, mein Gatte ist ohne Sympathie, ohne irgend einen Freund gestorben, das ist mein Schmerz.“

„Ich bin's, Ihretwegen, ich werde Sie schützen, so wahr ich ein ehrlicher Mann bin; ich bitte Sie, mir ganz zu vertrauen, ich verstehe nicht zu schmeicheln, aber ich kenne das Leben und die Ehre und das Bedürfniß des Frauengemüthes.“

„Sind Sie verheirathet?“

„Ich befinde mich mit Ihnen in gleicher Lage — Ihnen entriß der Tod einen Gatten, der Ihrer Jugend, Ihrem Herzen und Lebensrechte unmöglich genügen konnte, mir gab mein edler Fürst die Freiheit aus der Fessel einer Ehe wieder, die der Zwang unseliger Verhältnisse schloß; er schied mich von einem Weibe, das meiner Jugend, meinem Herzen, meinem Lebensrechte kein Verständniß abgewinnen konnte und selbst die Trennung suchte. O, edle Frau, es sind furchtbare Stunden, wo ein Herz inne wird, daß es Liebe entbehrt, wo es sich mit heroischem Muthe der Ehre und Pflicht unterwirft, in künstliche Kälte seine Lebensgluth taucht und mit einer Resignation, welche die Welt weder begreift noch anerkennt, auf Jugend, Liebe und Lebensrechte verzichtet. Ja, edle Leidensgenossin, wir haben unsäglich gelitten, haben die Krone des Märtyrers verdient, haben mit dem Herzen Heldenthaten geübt und das Recht erworben, mit der erhaltenen Freiheit für eine Vergangenheit entschädigt zu werden, deren Zeit freilich unersetzlich ist, aber deren schwere Erinnerungen vergessen gemacht werden können durch eine Zukunft, welche ihre Perlen auf den goldenen Faden einer glücklichen Gegenwart reihet. Gleiche Leiden verstehen sich, gleiche Schicksale verbinden, das, meine edle Frau, ist meine Sympathie für Sie, ist der mystische Zug, welcher mich zu Ihnen als Freund und Schützer treibt.“

Theodora erschien überrascht, verwirrt, beschämt; sie wußte nicht gleich das rechte Wort zu finden und sprach unsicher; — „Mein Herr, Sie greifen zu weit, Sie setzen zu viel voraus, Sie schließen von sich auf mich, Sie — —"

„Ich täusche mich nicht — meine Schicksale haben mir ein feines Gefühl für gleiche stille Zustände, einen scharfen Blick in verwandtes Leiden gegeben; ich lese aus dem Antlitze und höre, was nicht gesprochen wird. Wer selbst mit dem Gemüthe eine schwere Rechnung abgetragen hat, sucht sich Leidensgefährten und lernt in die Seele Anderer schauen. Was er selbst nicht an Glück sich schaffen kann, das möchte er dem Gefährten erwerben; daran richtet er sich selbst auf und träumt sich in das Dasein des Wiederauflebenden hinein. Dieses erscheint wie Edelmuth und ist doch nur das eigene Bedürfniß nach Entschädigung."

„Ich kann Ihnen im Verständniß nicht folgen. Sie müssen übrigens das Weib studirt haben; in Ihrem Condolenzschreiben machten Sie Andeutungen, die ich jetzt erst begreife, nachdem ich Ihre Voraussetzungen kennen gelernt habe. Ueber meine innere Welt machen Sie sich indessen keine Sorge, mein Herr, ich bin gewohnt, mit mir allein zu verkehren und werde auch den Schmerz über die Sympathielosigkeit bestehen, die mein verstorbener Mann mir hinterlassen hat. Wollen Sie mir als Freund einen Dienst leisten, so bitte ich Sie, Ihre gütige Aufmerksamkeit und Sachkenntniß auf meine äußeren Zustände zu richten; diese allein kränken mein Gefühl und lassen mich das Alleinstehen beklagen."

„O, wie schön kleidet Sie dieser heroische Stolz! — So liebe ich das Weib in seiner selbstständigen Größe. Verzeihen Sie mir diese unverholene Aeußerung meiner Bewunderung. Aber Sie wären kein Weib, nicht das stolze Weib, das ich bewundere, wenn Sie nicht in diesem Augenblicke eine Empfindung in der Tiefe Ihres Gemüthes verleugnet hätten, die

zu enthüllen ich kein Recht habe und die weiter zu beunruhigen mir das Gefühl der Schicklichkeit und Hochachtung verbietet."

„Kennen Sie die Sachlage genau, in welche der Bruder meines Gemahls mich versetzt hat?" fiel Theodora mit strengerem Tone ein.

„Ich denke, doch bitte ich, mir die näheren Umstände der Schenkung bei Lebzeiten mitzutheilen."

„Sind Sie Jurist? Der Advokat meines Schwagers ist der Gegner meines Rathgebers."

„Mehr als das, meine Gnädige — ich bin Diplomat und Sachwalter meines Fürsten in den schwierigsten Angelegenheiten. Doch noch Eins; gestatten Sie mir, damit es in der geschäftlichen Unterredung nicht vergessen wird, Ihnen dieses Kleinod zu überreichen, ein Kleinod für mich, das ich wie ein Amulet bewahrt habe — für Sie vielleicht bedeutungslos; nehmen Sie es als Pfand und Erinnerungszeichen meiner Ergebenheit und dieser Stunde des Wiedersehens, dieser Unterredung."

„Ich bedauere," antwortete sie, beleidigt erscheinend und das vom Hofrathe hervorgezogene und dargereichte elegante Etui unbeachtet lassend — „ich bedauere, ich nehme keine Geschenke an."

Vogelsang legte das Etui vor ihr auf den Tisch nieder. „Es ist kein Geschenk, meine Gnädige — ich würde nie die Schicklichkeit so sehr vergessen, Ihnen solches Anerbieten zu machen; es ist Ihr Eigenthum vor unserer Begegnung gewesen."

Theodora sah ihn erstaunt an und öffnete dann das Etui. „O, meine Broche, die ich für verloren hielt!" rief sie freudig erregt; das einzige Andenken an meine Mutter; wo fanden Sie sie? — Herr, Sie geben mir ein Kleinod zurück, das danke ich Ihnen mit ganzem Herzen."

„In Erichshal; ich erkannte sie als Ihr Eigenthum und bewahrte sie als ein theures Pfand der Wiederbegegnung; —

betrachten Sie diese Elfenbein-Taube mit dem Oelzweige als ein Symbol des Friedens und glücklichen Lebensbodens, den ich, mitten in der Fluth Ihrer Verhältnisse, Ihnen verkündige." Theodora stand auf, um die Broche auf ihren Schreibtisch zu tragen und einen Auszug aufzuschließen. Sie kehrte mit Papieren an den Divan zurück. „Dies," sprach sie, „ist die in meines Gemahls Secretair gefundene Urkunde; eine Abschrift davon nahm das Gericht zu den Inventaracten, da ich erklärte, daß ich das Original als mein Eigenthum betrachte. Man nannte diese Urkunde kraftlos, da das Datum offen gelassen und von meinem Gemahl wahrscheinlich nachzutragen vergessen wurde, obgleich seine Namensunterschrift darunter steht. Hier sind die in der Eile vor der Versiegelung von dem Bankrendanten mir notirten Obligationen, Bankeinlagen und Actienkapitale, die das Vermögen meines Gemahls bezeichnen sollen. Ich habe mich nie darum bekümmert, in Finanzen bin ich unbewandert."

Vogelsang blickte mit Begierde in die Papiere und richtete in der Zerstreutheit die zwar zur Sache gehörige, doch unzarte Frage an die beobachtend im Divan sitzende Frau: „Haben Sie kein eingebrachtes Vermögen reclamirt?" Eine leichte Röthe flog über ihr Gesicht; nach kurzem Zögern versetzte sie schnell und fast mit unwilliger Entschiedenheit: „Nein", erhob sich und schritt durch das Zimmer hinter eine seidene Portière, wo sich ein kleines Cabinet befand. Vogelsang sah ihr mit vorsichtigen Seitenblicken nach und las in den Papieren weiter. Seine Miene wechselte zwischen Gewölk und Wetterleuchten der Freude, je nachdem er auf Schwierigkeiten stieß, oder Blitzfunken schlauer Gedanken in ihm leuchteten; als er aufblickte, sprang er überrascht auf, denn die schöne, stolze Gestalt der Frau stand im Halbdunkel am Schreibtische, ihn mit sinnenden Blicken belauschend. Lautlos war sie schon vor mehren Minuten auf dem weichen Plüschteppich aus dem Cabi-

nette zurückgekehrt, wo sie der Finsterniß eine Thräne anvertraut hatte, die ihr durch das Geständniß ihrer Armuth unbezwinglich aufgestiegen war.

Jetzt, als der Hofrath aufsprang, ihr die Hand bieten und sie nach dem Divan geleiten wollte, war sie wieder gefaßt genug, ihm stolz in die Augen zu sehen; sie kam seiner Handbewegung mit ausweichender Geberde zuvor und nahm ihren früheren Platz wieder ein.

„Verehrte Frau," sagte Vogelsang, „wollen Sie mir diese Papiere anvertrauen? Ich möchte Sie gänzlich entfernt von diesen unangenehmen Dingen halten, und die Freude genießen, Sie dereinst nur mit dem günstigen Resultate meiner Bemühungen bekannt zu machen. Allerdings sind gewaltige Schwierigkeiten zu überwinden, aber es sind mir schon schlimmere gewichen. Sagen Sie mir zuvor, haben Sie in hiesiger Stadt bereits einen Rechtsanwalt oder irgend eine Vertrauensperson zu Rathe gezogen?"

„Keine — es widerstrebt meinem Gefühle, in hiesiger Stadt irgend Einen zum Zeugen meiner Rathlosigkeit zu machen; mein Stolz erlaubt es nicht, mich da, wo ich durch Isolation die Leute zu verachten schien, als eine Hülfsbedürftige zu demüthigen. Ich verabscheue diese Stadt, ich möchte fort von hier so bald als möglich, unter gänzlich fremde Menschen, in eine stille Gegend —"

„Wie Sie auch hierin meinen Gefühlen entsprechen! — Je gleichgestimmter ich mich in Ihre Seele hineindenke, um so zuversichtlicher hätte ich Ihnen denselben Vorschlag gemacht. Sie sind hier von Feinden umgeben, die sich jeder Demüthigung freuen, die ihnen an Ihrer Freiheit gelingt; ich spreche offenherzig zu Ihnen; vertrauen Sie sich Niemanden in hiesiger Stadt an, auch dem Medicinalrathe Lampe nicht; ich habe Gründe; er hält es mit der Masse, von der er lebt, er ist im Bürgerthume verwachsen, mit dem er die Gesinnung theilt.

Warten Sie den Prozeß und die Monate, wo sie der Pflicht äußerer Trauer durch dieses schwarze Kleid genügen, in einer ruhigen geistigen und körperlichen Erholung, in friedlicher, angenehmer Gegend ab; ich bin im Stande Ihnen ein Ihrer Ehre, Neigung und Standesrücksicht homogenes Asyl zu empfehlen, ich schätze mich glücklich, Ihnen sagen zu können, daß der Platz gerade disponibel ist.“ —

„Wo wäre das?“ fragte Theodora, welche durch das Interesse, das sie verrieth, recht deutlich den Unmuth gegen einen längeren Aufenthalt in einer Residenz zu erkennen gab, wo sie eigentlich seit einem Jahre nur die Gefangene eines Mißlaunigen gewesen war und jetzt der öffentliche Eclat der Versiegelung ohnehin ihre Stellung compromittirt hatte.

„Im nahegelegenen Fürstenthume Lochau,“ erwiderte Vogelsang; „ein schönes Land jenseit des Gebirges, dessen Residenz ungefähr achtundzwanzig bis dreißig Meilen von hier liegt und mit der, scharf an der Grenze des Fürstenthums vorüberführenden Eisenbahn in wenig Zeit zu erreichen ist. Ich würde mich unendlich glücklich nennen, wenn es meinem Einflusse auf die betreffenden Stimmungen im Lande vorbehalten bliebe, Ihnen dort den Schutz und die Annehmlichkeiten zu verschaffen, wie es Ihrer Lage und den Gefühlen entspricht, die ich mit Ihnen theile. Vernehmen Sie denn. Unser Fürst hat mehre Domänen im Lande, die verpachtet sind; einige davon, ehemalige Rittersitze, mit Schloß und Park, wurden bisher nach Zeit und Umständen von der Aristokratie gemiethet und als Wohnsitz benutzt. Ich habe gewissermaßen eine Verfügung darüber, und es trifft sich gerade, daß das sogenannte Herrenhaus, auf der nur vier Meilen von Lochau liegenden, von Berg und Wald umgebenen Domäne Stöcknitz frei geworden ist; Sie ziehen dort mit Ihrem gewohnten Mobiliar hin, ich sorge dafür, daß die Uebersiedelung Ihnen geringe Unbequemlichkeit verursacht, Sie verleben dort die Trauerzeit, den Spät=

sommer und Herbst in Frieden und währenddem sind die Angelegenheiten der Erbschaft durch mich, mittelst eines meiner Agenten, ohne daß ich dabei genannt werde, geordnet; Sie werden Herrin des Vermögens und damit Ihrer weiteren Entschlüsse. Ohnehin befinden Sie sich hier in einer Officialwohnung, die Sie dem künftigen Bankdirector, wie ich voraussehe, mit Schluß des Jahres räumen müssen; greifen Sie als eine Heroin des Herzens auch jeglichem ferneren Zwange äußerer Verhältnisse muthig voraus, befehlen Sie über mich."

Wie hätte es wol für die Stimmung dieser Frau eine lockendere Aufmunterung geben können, als die, welche der gefällige Hofrath eröffnete. Am sinnenden Blicke, an der vertrauensvollen Lüftung ihrer Stimmungen und Verhältnisse, in die sie den fremden Mann zu schauen erlaubte, verrieth sie, daß derselbe heute einen vortheilhafteren Eindruck auf sie machte, als damals in Erichshal; die so lange entbehrte Sprache der feinen Tournüre, die mit so vieler Schicklichkeit ausgedrückte Theilnahme und Wärme, die Anklänge, welche dieselbe in ihrer jetzigen Stimmung hervorrief, bestachen Theodora's Mißmuth und Verlassenheit. Ein Weib wird durch nichts mehr zum Vertrauen geweckt, als durch das Bewußtsein, von einem Kenner des weiblichen Herzens durchblickt zu werden, der auch dasjenige unausgesprochen versteht, was Schaam, Stolz und Schicklichkeit verschleiert lassen. Theodora widersprach dem Vorschlage des Hofrathes nicht, sie ging aber auch nicht sogleich darauf ein; Vogelsang schien zu wissen, daß sie sich in der Stimmung befinde, wo die Einwilligung noch an dem Anstandsgefühle, dem formellen Zögern des weiblichen Stolzes Anstoß nehme, und fuhr fort, die Reize des Aufenthaltes zu Stöcknitz in einem so lockenden Lichte zu schildern, daß die Residenz Königshausen wie ein schwarzer Hintergrund sich in den schroffesten Gegensatz gestaltete. Als endlich die schöne Frau von der Phantasie fortgetragen und ihr blauer Sonnen-

blick sich in der Anschauung des geschilderten Asyls zu erhellen schien, glaubte Vogelsang einen Schritt weiter gehen zu dürfen, um sich in ihre Reflexionen tiefer zu verweben.

„Nicht ohne Rührung," hub er an, „beobachte ich oft das Leben eines Weibes. Es liegt etwas Mystisches in seiner Natur und Bestimmung und wo der Mann es nicht versteht, nicht würdigt und zur Lebenswahrheit macht, da tritt Verwirrung, Conflict und oft die Gefahr eines verfehlten Daseins ein. Das edle, gebildete Weib ist auf die Erde gesandt, um zu beglücken, die niedere Naturfunction zu idealisiren, das Gemeine zu verscheuchen, den Mann aus der Sphäre seines materiellen oder geistigen Arbeitsberufes in die Lebenshöhe sittlicher und gemüthlicher Schönheit zu erheben, ihn durch den Lohn der Liebe zu den edelsten Thaten zu begeistern, die Leidenschaften an zarter Hand zu verklären und das Harte und Weiche zu vermitteln. Mann und Weib sind auf einander hingewiesen; vereinzelt gerathen sie in die Einseitigkeiten der Neigungen und Triebe, verkommen an Leib und Seele. Aber das Finden ist schwer, wenn die unklaren Sinne die Erkennungszeichen nicht unterscheiden, wenn die Sympathie durch unreine Elemente getrübt ist. Blicken wir in das Leben, so sehen wir leider in den meisten Fällen der Begegnung und Verknüpfung beider Geschlechter den Zufall, die zeitige Laune, die niedere Leidenschaft, die gemeine Natursprache, die halbwache Ahnung oder Schwärmerei, den Sinnenreiz, den fremden, zwingenden Willen, die Noth und den speculativen Eigennutz wirksam und bestimmend; an eine höhere Aufgabe des Gemeinlebens, an die Verwirklichung der Schönheit des Daseins durch harmonische Verschmelzung männlicher und weiblicher Himmelsgaben denkt man nicht. Aber wie schwer ist auch dieses Erkennen und Finden! Wie soll der feuerige Jüngling, die schüchterne, ihre Ahnungen einer Liebesseligkeit mit keuschem Erröthen unterdrückende Jungfrau, Gelegenheit finden,

den hohen Beruf und die heiligsten Pflichten der Liebe zu verstehen. Und doch macht die frische Jugendblüthe den ersten und alleinigen Anspruch darauf; daher die Enttäuschung, die unselige Verwirrung der Herzen, die furchtbare Qual eines gefesselten, verlorenen Lebens, der Mißmuth, die Erkrankung der Seele durch Disharmonie, Groll, Kränkung des Himmlischen im Menschen, daher die Thräne der Verzweiflung, wo die Zähre der Liebeswonne im Auge glänzen könnte. Ach! meine theure Frau, Sie werden solche Erfahrungen auch gemacht haben."

Theodora schwieg und blickte nachdenkend in die Augen des Mannes, der nach einer kurzen Pause, in der er eine Antwort erwartet oder die Wirkung seiner Worte beobachtet zu haben schien, fortfuhr:

„Ich behaupte, daß eine wahre, echte Sympathie der Seelen nur bei denen zu einem klaren Bewußtsein gereift ist, welche erst die Enttäuschung kennen gelernt und in einer unnatürlichen Fessel ihrer Herzen Zeit und Gelegenheit gefunden haben, die leer und öde gebliebene Stelle, wo die unbefriedigte Sehnsucht wurzelt und nicht zum Lichte aufschießen kann, mit stiller, schmerzvoller Hut für eine freiere Zukunft zu retten, daß sie nicht, vom Giftkraute des Mißmuthes überwuchert, für jede edlere Lebensblüthe abstirbt. Ja, ich behaupte, daß unglücklich Verheirathete, die noch zu rechter Zeit vom Schicksale aus der Sclavenkette des sympathielosen Verhältnisses befreiet werden, früh genug, um noch eine Zukunft vor sich zu haben, die lang genug ist, die verlorenen Lebensrechte der Vergangenheit entschädigen zu können, — erst recht eigentlich befugt sind, dem Herzen zu vergelten, was es entbehren, dem Leben abzugewinnen, was es dem Zwange, der Täuschung, den Verhältnissen opfern mußte."

„Haben Sie so schlimme Erfahrungen gemacht?" fragte Theodora zerstreut.

„Ich rede nicht aus eigener Erinnerung; Ihr Anblick, der Gedanke an Ihre Situation, die Einsamkeit Ihrer Trauer wecken in mir das Andenken einer Freundin, die Gattin eines Mannes, den ich als Gelehrten und Menschen achten und Freund nennen mußte, der aber, in beklagenswerther Selbsttäuschung einer sinnlichen Regung folgend, ein junges, edles, mit allen Eigenschaften der Beglückung seines und eines Anderen Lebens ausgestattetes armes Mädchen zur Gattin forderte und als ein Mann von fünfzig Jahren die siebzehnjährige Jungfrauenblume von dem Vater erzwang. Was war natülicher, als daß auf die erste Betäubung bei ihr stilles, schreckhaftes Erwachen, Sehnsucht nach dem Leben der Jugend, Heimweh nach Freiheit, Drang nach der Freude des Daseins — bei ihm die eitle Anregung, der Jugend seiner Frau zu genügen, Erschöpfung, Eifersucht, Strenge und Mißtrauen — bei ihr Einsamkeitsgefühl, Verödung, Kampf mit den berechtigten Ansprüchen ihrer Natur, Entsagung und heroische Unterwerfung unter die Pflicht einer lieblosen Gemeinschaft, ausharrende Kälte, — bei ihm endlich eine welke Zärtlichkeit und die heimliche Unruhe der inneren Hinfälligkeit entstand. Sie, die dem blühenden Leben angehörte, eine gefangene Frühlingslerche, wurde Krankenwärterin, Pflegerin eines herbstlichen Daseins. Er starb, sie trauerte; sie erschien kalt und verschlossen, die Liebe in ihr versteinert. Ich glaubte nicht daran; ich wußte, daß ein kinderloses Weib von zwanzig Jahren im Eise einer mehrjährigen Ehe nicht im Herzen absterben kann, daß es still die Sehnsucht nach einem verschlossen gebliebenen Glücke, die Ahnung ihres Berufes, die empfangenen Himmelsgaben der Liebe wol unter dem starren Drucke der kalten Gattinpflicht bis zur Selbstverleugnung in einen scheintodten Zustand bringen kann, niemals aber die Wurzel der noch nicht erfüllten Liebe tödten kann, denn Liebe ist ihr Wesen, ihre Bestimmung, ihr Lebenselement. Wie das Eis die gährungsfähigen Dinge conservirt und deren nach Bewegung

strebenden Elemente zur Ruhe zwingt, so bannt auch die kalte Resignation der Pflicht die gährende Leidenschaft in den ausdauernden Zustand des Scheintodes — aber es bedarf nur eines freien Sonnenblicks, eines heißen Luftstromes der Freiheit und es erwacht die Sehnsucht zum Leben, es klopft das Herz mächtig im Gefühle der bewußtgewordenen Jugend und des verlorenen Rechtes, nach eigener Wahl der Sympathie die glücklichere Zukunft zu gestalten. Das Weib begreift seinen Beruf, es bedarf der Liebe, der Gemeinschaft mit dem liebenden Manne."

„Sollten Sie sich nicht im Weibe täuschen, falls Sie den vereinzelten Fall für einen allgemeinen Maßstab halten?" sprach Theodora, die ruhig geworden war und sich zu zwingen schien, dem Redenden eine stolze Kälte entgegen zu halten.

„Meine Freundin ist das glücklichste Weib der Erde geworden; noch trug sie das Trauergewand ihrer letzten Pflichterfüllung, als ein Mann, den ihr ein Zufall entgegenführte und der eine achtungswerthe Handlung beging, ihr Herz in Flammen entzündete und, von dem Zuge seiner Sympathie ergriffen, um ihre Hand warb. Und so war es der Natur und der Bestimmung einer jugendlichen Wittwe gemäß; es wäre ein Zeichen eigener, unweiblicher Lieblosigkeit, würde sie nicht zu neuer, vielmehr erster Liebe erwachen, die Einsamkeit des Wittwenstandes, als ein Grab ihrer schöneren Lebensrechte und vergeltungsreichen Zukunft, fliehen, es wäre eine Abtrünnigkeit an der himmlischen Bestimmung, das Leben eines Mannes zu beglücken. Möchte der Gott der Liebe ein jedes Weib in solcher Lage und nach solcher Prüfung vor der eigensinnigen Einsamkeit bewahren — möge das ledige Frauenzimmer, das trostlose Opfer der Gesellschaft oder eigenen Unliebenswürdigkeit, wie ein Gespenst der Wüste durch das einsame Leben schleichen, ein edles, bewußtes, ein schönes Weib kann, will es nicht!"

Theodora war aufgestanden und gegen das verhüllte Fenster geschritten; auch Vogelsang hatte sich aus Anstandsform von

seinem Sessel erhoben und die letzten Worte mit einem lebhafteren Nachdrucke gesprochen.

„Mein Herr," sprach sie mit einer stolzen Ruhe und abgemessenen Betonung, die gegen des Hofraths lebhafte Rede und deren Inhalt grell abstach, „es ist spät geworden, mein Herr, ich bitte Sie, dem Schicklichkeitsgefühle Rechnung zu tragen und mich gefälligst zu verlassen."

„Entschuldigen Sie, gnädige Frau," erwiderte Vogelsang, schnell die Papiere vom Tische aufgreifend; „ich hoffe, daß die ungewöhnliche Situation, worin Sie versetzt worden sind, auch meinen ungewöhnlichen Aufenthalt bei Ihnen um diese Zeit nachsichtsvoll beurtheilen läßt; übrigens seien Sie versichert, daß Sie einen warmen Freund an mir haben sollen. Darf ich diese Papiere mitnehmen? Wollen Sie mir diese Angelegenheit überantworten?"

Theodora zögerte etwas. „Ja," sprach sie dann entschieden.

„Dann bitte ich um ein Mandat. Es bedarf nur der Worte: „Inhaber dieses ist zu meinem Anwalte in Sachen meiner Erbschaftsansprüche als Wittwe des Bankdirectors Reimarus bestellt." Das genügt mit Ihrer Unterschrift. Darf ich bitten?"

Als Theodora sich gegen den Schreibtisch bewegte, trug Vogelsang die Kugellampe dorthin und trat in eine bescheidene Entfernung zurück, um sich an der schönen Erscheinung der Schreibenden unbehindert zu weiden. Aus seinen Augen blitzten Sieg und sinnliche Begierde. Mit flüchtiger Bewegung der edel geformten Alabasterhand schrieb sie die Zeilen auf einen glänzenden, duftigen Papierbogen, erhob sich vom gestickten Polster des Schreibsessels und reichte das Mandat mit der stolzen Haltung einer Königin dem eilfertig und höflich danach greifenden Hofrathe hin, der es schnell durchflog und nebst den übrigen Papieren in die Brusttasche gleiten ließ.

„Und, meine Gnädige,“ fragte er, „was haben Sie mir über das Herrenhaus zu Stöcknitz zu befehlen?“

Theodora besann sich.

„Beliebt es Ihnen etwa, die Gegend und Localität vorher zu besehen? Ich würde Sie dort zu einer bestimmten Zeit erwarten. Sie brauchten Lochau nicht zu berühren, es liegt die Domäne nordöstlich gegen das Gebirge hin. Es liegt mir nur daran, daß Sie geschützt und vor den Berührungen äußerer, unangenehmer Verhandlungen gesichert sind. Ihre Erbschaftsfrage besorge ich. Sie müssen im ungestörten Frieden bleiben, nichts vom Kampfe erfahren, nur die Siegesnachricht empfangen. Der Ort ist so schön, die Umgebung recht zur Seelenerholung geschaffen; der Schutz der Lochauer Gesetze wacht über Sie; ich werde für Ihre Ehre und Sicherheit mich verbürgen.“

„Morgen werde ich mich entschließen,“ sagte Frau Reimarus.

„Meine Pflicht ruft mich schon vor Tagesanbruch von hier fort — mein Fürst darf mich morgen Nachmittag nicht entbehren.“ —

„Geben Sie mir Ihre Addresse.“

Er zog aus einem Taschenbuche seine Karte; sie legte dieselbe unbesehen zur Seite. „Im gegenseitigen Interesse,“ sprach er, „bitte ich, meine Bekanntschaft mit Ihnen als eine Sache der Discretion behandeln zu wollen; ich kann in meiner Stellung um so mehr Einfluß auf Ihre Angelegenheiten üben und Sie dürfen demselben um so zwangloser sich überlassen, je mehr ich hinter dem Vorhange bleibe.“

„Das verlangt mein eigenes Gefühl; — ich danke Ihnen, mein Herr, Sie machen mich zu Ihrer Schuldnerin; Sie sollen von mir hören, leben Sie wohl.“

„Herrliche Frau!“ rief Vogelsang in einer Aufwallung von Begeisterung, da sie in der Hoheit ihres Stolzes und in dem sanften Zauber ihrer Schönheit einen überwältigenden

Eindruck auf seine sinnliche Natur machte; ein Schritt rückwärts ihrerseits, ein beherrschender Blick brachte den Erglühenden schnell wieder in die Haltung besonnener Klugheit zurück. „Leben Sie wohl,“ fuhr er gemäßigter fort; „ich scheide mit der glücklichen Gewißheit Ihres Vertrauens; dieses wird mich wieder in Ihre Nähe führen.“ Er ergriff zart ihre Hand, wollte sich über dieselbe niederbeugen und sie zum Abschiede küssen; sie zuckte zurück, sah ihn mit einem leidenden Stolze an, erlaubte wie in Zerstreutheit den flüchtigen Handkuß und trat dann schnell an den Glockenzug, um die Domestikenglocke erschallen zu lassen.

Der Hofrath trat aus der Thür in das Nebenzimmer, als gleichzeitig die Zofe darin mit einer brennenden Kerze erschien. Theodora stand im Hintergrunde ihres Gemaches, und sah dem Weggehenden unbeweglich nach, dessen letzte Verbeugungen unerwidert lassend. Kaum aber fühlte sie sich allein, als sie dem Drange ihrer Gedanken und Empfindungen folgte und heftig über den weichen Teppich rauschte. Es schien ihr zu eng im Zimmer zu werden, sie lüftete das Rouleau und das Fenster und blickte eine Zeit lang selbstvergessen in das gelbe Licht, das der Horizont noch durch die schwarzen Lindenbäume schimmern ließ.

Erst als die Zofe mit dem silbernen Theeservice eintrat, schlug sie das Fenster zu und wich dem Blicke der lauschenden Dienerin aus, die den Tisch servirte, die Lampe vom Schreibtische zurücktrug und auf ihre vertrauliche Anrede ungewöhnlich schnell wieder hinausgeschickt wurde. Theodora blieb vor dem aufgetragenen Abendbrote stehen und sah gedankenschwer auf dieses Mahl einer Einsamen nieder. Es schien ihr erst dieses Mal bewußt geworden zu sein, wie einsam und traurig sie eingeladen wurde, den Thee einzunehmen. Es reizte sie nicht, sie wendete sich ab und ließ sich am Schreibtische in der Dämmerung der Zimmers nieder; hier stützte sie das Haupt und sann.

„Ach!" seufzte sie, tief ausathmend, „wie kennt dieser Mann das Herz eines Weibes in meiner Lage, wie kennt er mein Herz. — Ich hätte mich verbergen mögen vor seinen Blicken, wenn ich die geheimsten Regungen meiner Seele von ihm enthüllt fühlte. Ja, so ist es, ein Weib ohne Liebe ist eine lebendig Begrabene. Ich war es, ich bin es noch! Wie anders erschien mir heute dieser Mann, als damals in Erichshal, wo ich ihn für einen geckenhaften Stutzer anzusehen geneigt war; welche Anklänge an die geheimsten Stimmungen einer jungen, verlorene Jahre beklagenden Wittwe enthielt sein Condolenz- und Trostbrief; o, wie täuscht man sich doch im Aeußern der Männer, wie erbleicht das Unangenehme, das Vorurtheil vor dem Lichte eines Mannes von Geist, Menschenkenntniß, tiefem Gefühl, vor dem überwältigenden Kenner des Weiberherzens. Er ist der Einzige, der in diesen trüben Tagen, womit meine Freiheit beginnt und mich bedroht, mit Wärme, mit wahrhaftem Troste zu mir gesprochen hat. Ihn hat mir der Himmel gesandt!" Damit sprang Theodora heftig auf, schritt durch das Gemach und ließ sich am Theetisch nieder, um fortzusinnen.

Der Hofrath von Vogelsang ging unterdessen mit frohlockender Stimmung über den Platz des Bankgebäudes, aus dessen Seitenthür er eben entschlüpfte, durch die einsame Dunkelheit des Walles, der noch ein Rest alter Zeit und darum dem Wandernden recht gut bekannt war; der gelbe Abendstreifen des Horizontes nach dem Regentage gab ihm Lichtschimmer genug, um unter den schwarzen Lindenbäumen seinen Weg zu finden. In seinem Innern brannte das Freudenfeuer des Sieges und erleuchtete die Bahn vor ihm — die selbst gebrochene Bahn seiner Zukunft. Daß er das schöne, stolze Weib für sich gewonnen habe, war ihm gewiß, daß er sie an seinem Gängelbande hatte, bezeugten ihm die Papiere in seiner Tasche. Hier aber lag auch der Schwerpunkt seiner Gedanken, denn er mußte

durch Klugheit noch einen großen Sieg über das Wichtigste seiner Conjuncturen bestehen, er mußte dem schönen Weibe das immense Vermögen erhalten, welches ihrer Schönheit und ihrem Vertrauen zu ihm erst den eigentlichen Werth gab. Er hatte die blonde Locke, die er in ein Medaillon gefaßt und auf die Brust gehängt hatte, nicht nöthig gehabt, um die Kraft eines Amulettes an der einstigen Besitzerin dieser Seidenhaare zu erproben. Die vorgesteckte Rolle des Liebhabers hatten die gut benutzten Umstände in die eines Freundes in der Noth, eines in die stille Welt der einsamen Frau eingeweihten Retters verwandelt; das Gefühl der Dankbarkeit sollte nun das Gefühl der Liebe vorbereiten; der aus der Gefahr der Demüthigung gerettete Stolz der verwöhnten Frau sollte sich vor dem Retter allein in die vertrauensvolle Empfindung der Verpflichtung auflösen. Das war sein Gedanke, der ihn über den dunkeln, einsamen Wall trieb. Zweihunderttausend Thaler! Wie unüberwindlich klang dieses Zauberwort in ihm, wie winzig dagegen die Summe der fünfzehntausend Thaler, um die Seiffart ihn des compromittirenden Scandals eines öffentlichen Protestes ausgesetzt und mit einer gerichtlichen Verfolgung bedroht hatte. Wie hohnlächelnd und verächtlich sah er jetzt auf den heute noch gefürchteten Seiffart und dessen vermeintlichen Recurs in der feindlichen Aristokratie nieder; er kannte seine Schwäche, seine Achillesferse, die finanzielle Noth, worin er sich befand, und an der sein Gegner ihn fassen wollte. Hatte er der Frau Reimarus die volle Erbschaft, als Geschenk des Gatten bei Lebzeiten, gerettet, dann war seine Bemühung mit fünfzehntausend Thalern nur gering belohnt, er mußte das Ganze und das schöne Weib obenein besitzen. Aber es war zur Sicherheit seiner Pläne vorläufig erforderlich, die alleinstehende Wittwe vor allen Einflüsterungen und Andringlichkeiten zu bewahren, er mußte sie gleichsam gefangen und bewacht halten. Hätte nicht ein schlauer Advokat der Residenz

auf den Gedanken kommen können, der schönen Frau seine Dienste anzubieten, ihre Dankbarkeit zu verdienen? — Darum mußte sich Vogelsang in den Besitz der Papiere, des Originals der angefochtenen Schenkungsurkunde setzen, darum die Frau aus Königshausen entfernen und in den Bereich seiner Gewalt überpflanzen, denn — und das war für ihn wichtig — sie durfte und sollte nichts von Seiffart's Proteste, von seiner Scheidungsangelegenheit, Herkunft, von der Wirthschaft im Fürstenthume erfahren; — hatte er sie erst in das Lochauer Gebiet gelockt, so wollte er sie auch schon von Allem ferne halten, was sie nicht wissen sollte. Darum sprach er von der feindlichen Gesinnung gegen sie in der Residenz, darum reizte er ihren Stolz durch Andeutung von Gefahren, die sie demüthigen konnten, und warnte vor Jedermann, vor dem Medicinalrathe, der ihm jetzt ein Gegner seiner Absichten erschien. Er wollte Frau Reimarus in ihrer isolirten Lage erhalten, um sich ihrer als Beute seiner Bereicherungspläne und seiner sinnlichen Neigung zu vergewisseren.

Das Herrenhaus zu Stöcknitz war diesen Plänen sehr angemessen; diese fürstliche Domäne lag nicht weit vom Gebirge, in der Richtung der Poststation Ebersrode, im Nordost, während Eschenstein sich in den nordwestlichen Vorgebirgen selbst mitten inne befand. Ein alter, dichtbelaubter Park trennte das Herrenhaus von den Oeconomiegebäuden; es war ein im Renaissancestyle ausgeführtes kleines Landschloß und enthielt eine Reihe sehr bequem und luxuriös ausgestatteter, unbewohnter Räume, die zu den Zeiten des alten Fürsten Wilhelm, anfangs bisweilen von der Fürstin zu kurzem Sommeraufenthalte auch wol während der Jagd vom Fürsten selbst als Absteigequartier benutzt, dann aber, nach dem Tode der Fürstin an Adelsfamilien aus der Stadt vermiethet oder auch dargeliehen wurden. Während der Regierungszeit des jungen Fürsten Walther und vor dessen Ehe mit der Reichsgräfin von Winzenburg-Kulmbach

war das Herrenhaus zu Stöcknitz zeitweise der Sitz einer fürstlichen Maitresse gewesen, seitdem aber nicht weiter benutzt worden, als daß Vogelsang selbst einmal, als seine Gattin noch bei ihm wohnte, die Opernsängerin Frau Therese Steinbecher-Nieritz, während eines angeblichen Theaterurlaubs, hier untergebracht und geborgen hatte. Er besaß völlige Verfügung über dieses kleine, wirklich reizend gelegene Schloß, denn der Fürst bekümmerte sich nicht darum, und es bedurfte nur eines Wortes bei dem Hofmarschall, dem Freunde und Lebensgenossen des Hofrathes, um selbstständig darüber zu verfügen.

Erst spät kehrte Vogelsang in sein Hôtel zurück, um sogleich sich auf sein Zimmer zu begeben und hier sein Souper einzunehmen. Er hatte sich auf einsamen Promenaden umhergetrieben, eine gewisse Scheu ihn zurückgehalten, tiefer in seine Vaterstadt hineinzublicken, oder gar die Nähe der verhaßten Roßstraße zu betreten, und aus Sorge für sein Incognito war er Jedermann ausgewichen. Die Papiere der Frau Reimarus beschäftigten ihn ausschließlich bis tief in die Nacht, denn aus ihnen mußte sein juristischer und diplomatischer Verstand ihm selbst eine Goldgrube eröffnen, deren Schätze er zwar vor sich sah, deren Hebung aber noch der Wünschelruthe geheimer Zauberkünste bedurfte. Die Gelder bestanden in Obligationen fast aller Staaten Europa's, in Actien-Antheilen an Banken, Creditanstalten, Eisenbahnen, Fabriken und Anleihen, aber die Schenkungsurkunde, obgleich unterzeichnet, vermißte die Ausfüllung des Datums. Vogelsang hätte seinem Aerger Luft machen mögen, daß Frau Reimarus nicht schon in der Sterbestunde, ehe die Bankverwaltung Beschlag auf des Directors amtliche Papiere und nun gar das Gericht auf das ganze Vermögen das Siegel der Arrestation legte, den Geheimpult ihres Mannes durchstöbert, die Urkunde gefunden, sich angeeignet und das Datum ausgefüllt, daß nun gar das Gericht eine Abschrift der angefochtenen Schenkung zu den Akten genommen hatte. Mit

dieser Urkunde ließ sich nichts mehr machen, das sah Vogelsang ein, aber seine Gedanken gingen weiter, seine Pläne waren kühn genug, das Unmögliche möglich zu machen, seine Speculationen waren bis zu einer geheimnißvollen Ferne vorgedrungen, als er mit lächelnder Miene die Papiere in seine Reisegeldtasche verschloß, vergnügt an das Fenster trat, in die finstere Nacht hinaussah und mit einer Art von Selbstbeschönigung die halblauten Worte sprach: „Kann der Sonderling nicht seine Schenkungsurkunde, die er doch nachweislich im Sinne trug, nicht irgendwo in Frankfurt, Mainz, bei einem Notar in Königshausen, oder gar in Lochau deponirt haben? Ich werde mit meinem guten, lieben Rothschild sprechen; er macht ja viele juristische Geschäfte mit Banquiers auswärts."

Vogelsang schlummerte in vollem Anzuge auf dem Sopha bis ein Uhr Morgens; dann weckte ihn der Hausknecht, denn in einer halben Stunde fuhr der Dampfzug ab. In das ihm vorgelegte Fremdenbuch schrieb er: Kaufmann Domeier, aus Stettin.

Als die Sonne ihre ersten rothen Morgenstrahlen über die Residenz ausgoß und die Häuser sich in der engen Roßstraße öffneten, brausete der Dampfzug schon meilenweit von der Stadt am Gebirge vorüber und in der Roßstraße hatte Niemand eine Ahnung davon, daß eins ihrer echtesten, aber ungetreuesten Kinder ihr so nahe gewesen war, und doch es verschmäht hatte, das Elternhaus auch nur von ferne zu sehen.

Die Rouleaux der Fenster in der Wohnung des Bankdirectors wurden erst spät von der Hand der Zofe gelüftet; Theodora hatte eine unruhige Nacht gehabt, Traum und Wirklichkeit waren in verworrenen Bildern in ihrer Seele vorübergezogen; was sie nicht am Sterbebette ihres Gatten vermocht hatte, war ihr in der einsamen Nacht ein Bedürfniß geworden — sie hatte geweint. —

Ende des dritten Bandes.

Druck von Oswald Kollmann in Leipzig.